

10.6.51

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR



NR. 9

XI. JAHRGANG

NR. 9

HERAUSGEBER ADOLF BRAND
BERLIN-WILHELMSHAGEN / BISMARCKSTRASSE 7

ADOLF BRAND VERLAG DER EIGENE

Berlin-Wilhelmshagen, Bismarckstr. 7

Soeben erschien bei uns:

HANNS HEINZ EWERS

Armer Junge!

und andere Freundschafts-Novellen

In Leinen gebunden

Preis 4 Mark

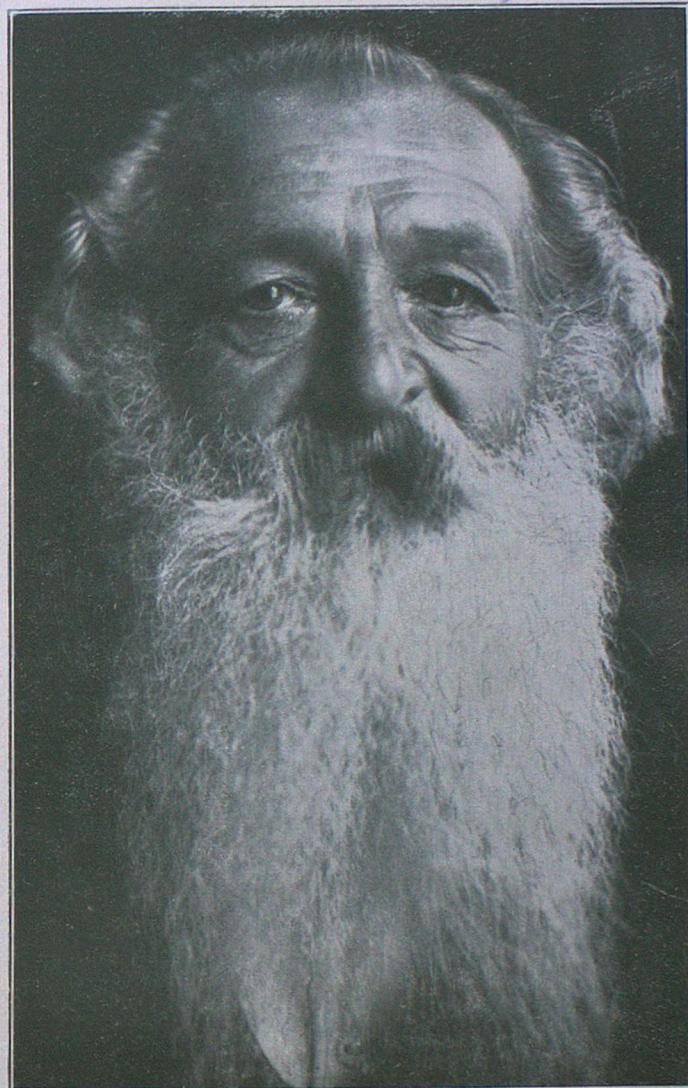
Das Buch, das von angesehenen Schriftstellern wie Hanns Heinz Ewers, William Quindt, Franz Lechleitner, Karl Heinrich Ulrichs, Bernhard Jülg, Stendal, Georg Ph. Pfeiffer und Theodor Lessing wertvolle Beiträge enthält, wendet sich an die Freunde und Feinde des antiken Eros und behandelt rein künstlerisch ein Kulturproblem, das seit dem Prozesse des Jugenderziehers Gustav Wyncken die ernsteste Aufmerksamkeit weitester Volkskreise erregt. — Jeder Leser muß die Überzeugung gewinnen, daß es sich bei allen Manifestationen der Liebe, die hier geschildert werden, und die immer den Freund zum Mittelpunkt haben, um etwas eminent Geistiges handelt, das mit seinem Ewigkeitsglanz göttlicher Schönheit und Jugend hoch und zielweisend alle Tiefen des Alltags überragt und das der edlen Liebe zwischen Mann und Frau vollständig ebenbürtig ist.

**Ein Kampfbuch gegen gesellschaftliche
und politische Feigheit und Heuchelei**

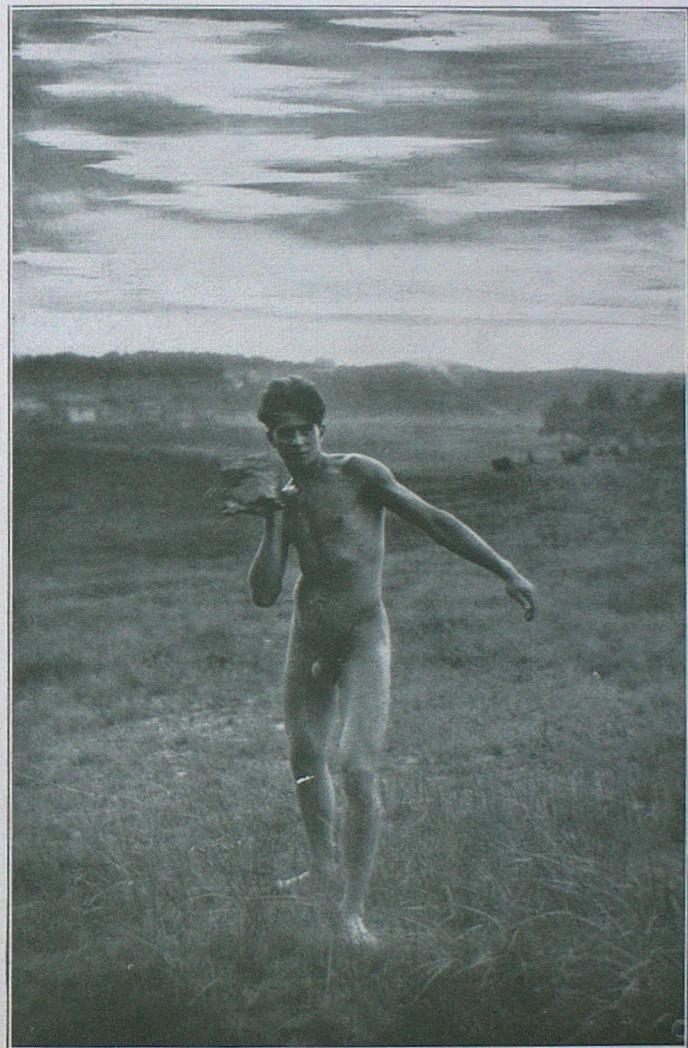
PIERRE RAMUS

Klosterneuburg - Kierling

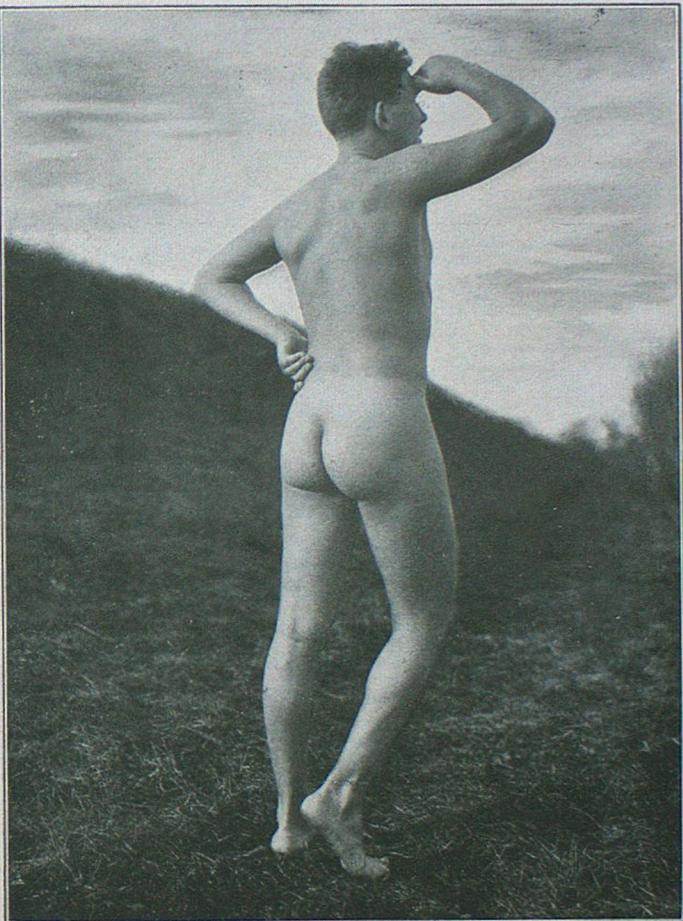
(bei Wien, Oesterreich)



ADOLF BRAND / KOPFSTUDIE
DER EIGENE / XI. / Nr. 9 / BLATT 33



ADOLF BRAND / STEINWERFER
DER EIGENE / XI. / Nr. 9 / BLATT 34



ADOLF BRAND / RÜCKENAKT
DER EIGENE / XI. / Nr. 9 / BLATT 35



BRUNO KROLL / AKTSTUDIE
DER EIGENE / XI. / Nr. 9 / Blatt 36

Gefährliche Polizeilisten

Von Adolf Brand

1.

Die geplante Beibehaltung und Verschärfung des § 175 unter der neuen Ziffer eines noch tolleren Schandgesetzes würde der Reaktion eine sehr gemeingefährliche Waffe in die Hände liefern, mit der nicht nur das Apachentum der Friedrichstraße gut umzugehen wüßte, sondern viel mehr noch das politische Erpressertum, das jeden unbequemen Menschen völlig mundtot machen und politische Verhältnisse, so, wie sie von der Regierung, oder von einflußreichen Machthabern hinter den Kulissen gewünscht werden, mit Hilfe dieser gesetzlichen Handhabe dann einfach erzwingen kann!

Man denke nur an die unerhörte Tatsache, daß vor vielen Jahren der österreichische Ministerpräsident selber es eines Tages wagen konnte, dem Professor Dr. Steinwender, dem Führer der dortigen Deutschnationalen, in einer für die Regierung äußerst kritischen Situation, in der es sich um die Annahme oder Ablehnung eines Steuergesetzes gehandelt hat, unverschämterweise damit zu drohen, daß Professor Dr. Steinwender auf Grund des Homosexualitätsparagraphen in wenigen Tagen verhaftet würde, weil die Regierung über seine intimen Beziehungen zu einem Oberkellner ganz genau Bescheid wisse, wenn er nicht umgehend dafür sorge, daß seine Partei und ihre Presse sich endlich bereit fänden, ihre ablehnende Haltung aufzugeben und das hart bekämpfte Steuergesetz endlich anzunehmen.

Diese politische Erpressungsgeschichte und der Oberkellner, der in diesem Falle gar nicht der Erpresser war, haben dem österreichischen Volke damals viele Millionen gekostet. — —

Und man rufe sich nun auch ehrlicher- und anständigerweise, bitte, die Beschuldigung ins Gedächtnis zurück, mit der Maximilian Harden operierte, als es ihm, wie allgemein bekannt, darum zu tun war, den Fürsten Eulenburg unschädlich zu machen und ihn als Ratgeber des Kaisers ein für alle Mal abzusägen.

Eingeweihte wissen es ganz genau, welche politischen Kreise den Skandal gegen den Fürsten Eulenburg angezettelt haben und welche Befürchtungen in diesen Kreisen die treibenden Kräfte waren. —

Der Öffentlichkeit und dem Volke gegenüber aber wurde von Maximilian Harden die Beschuldigung ausgespielt: daß die Homosexualität des Fürsten Eulenburg staatsgefährlich

sei, weil er mit dem französischen Botschaftsrat Lecomte befreundet war, und daß er aus dem Wege geräumt werden müsse, weil seine homosexuellen Beziehungen unter Umständen leicht zum Verrat von Staatsgeheimnissen führen könnten. —

Alles das aber war nur eine Fiktion, eine Vorspiegelung garnicht vorhandener Tatsachen, um die politische Lumperei, die man mit Hilfe des Homosexualitätsparagraphen an dem ersten Ratgeber des Kaisers beging und durch die man vor allen Dingen den Kaiser selber schrecken und einschüchtern wollte, öffentlich in ein anständiges Licht zu setzen!

Natürlich war zur Rechtfertigung dieses ganzen Schwindels in dem späteren Prozesse gegen Fürst Eulenburg auch nicht der Schein eines Wahrheitsbeweises beizubringen. Der Fürst hatte selbstverständlich keine Staatsgeheimnisse verraten.

Aber nicht nur die ganze Meute der deutschen Presse, die wie ein Rudel tollgewordener Hunde über den Fürsten herfiel — unter Anführung der Reichskanzlerpresse, wohl gemerkt! — hatte sich diese Fiktion zu eigen gemacht, um den schmutzigen politischen Skandal zu beschönigen, mit dem man sich überall Ehre und Gewissen besudelt hatte, sondern auch sogar der Leiter des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees, Herr Dr. Magnus Hirschfeld, der diese Fiktion als erster hätte bekämpfen müssen,* hat sich nicht geschämt, diese infame Besudelung und Verleumdung der mann-männlichen Liebe ganz servil und skruppellos mitzumachen!

Wie weit diese Infamie ging, das geht am besten aus dem Artikel „Die Hofaffäre“ hervor, der im Monatsbericht des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees am 1. Juli 1907 erschienen ist. Dr. Hirschfeld leistete sich dort wortwörtlich folgendes:

„Lecomte, der noch während des Aufenthaltes des Kaisers in Schloß Liebenberg vom 7. bis 10. November v. Js. als Gast dort weilte, hatte in Berlin aus seiner Neigung so wenig ein Hehl gemacht, daß er der Polizei seit langem als homosexuell bekannt war. Es wird ihm nun, und, wie es scheint, mit Recht, der Vorwurf gemacht, daß er das, was er als persönlicher Freund Eulenburgs, der seiner Zeit das vollste Vertrauen des Kaisers besaß, erfuhr, benützte, um seiner Regierung Informationen zu geben. Es war von Harden und seinen Gewährsmännern ohne Zweifel ein Verdienst, daß sie auf das Bedenkliche aufmerksam machten, welches in den Beziehungen des

*) Ich habe es damals sofort in meinem Flugblatt „Politik und Homosexualität“ getan und die infame Lächerlichkeit der Angriffe Hardens schon in diesem Artikel gebührend zurückgewiesen.

französischen Diplomaten zum Fürsten Eulenburg lag zu einer Zeit, in welcher unter dem Zeichen der Marokkonferenz Deutschlands Stellung gegenüber Frankreich und dem diesem befreundeten England die äußerste Vorsicht erforderlich machte.“

Aus diesen Zeilen geht klipp und klar hervor, daß Dr. Hirschfeld die Fiktion Hardens planmäßig unterstützte, und daß er auch nicht einen Funken politisches Anstands- und Reinlichkeitsgefühl besaß in Ausübung des Postens, zu dem er vom Schicksal als Führer der homosexuellen Bewegung berufen war. Ja, Dr. Hirschfeld hat gegenüber der niederträchtigen Verleumdung der Freundschafts-Ideale und gegenüber dem ganzen politischen Schwindel Hardens von der Staatsgefährlichkeit der Homosexualität kein einziges Wort der Empörung und der Zurückweisung gefunden. Sondern er hat im Gegenteil diesen ganzen politisch ehrlosen, juristisch lächerlichen und menschlich tief bedauerlichen Schwindel skandalöserweise skruppellos mitgemacht!

Aber die soeben mitgeteilten Zeilen geben auffälligerweise auch über die Quelle Aufschluß, aus der Dr. Hirschfeld damals seine Weisheit schöpfte. Aller Welt gegenüber rühmte er sich ja stets mit seinen guten Beziehungen zur Polizei. Und hier attestiert er Harden ausdrücklich, daß die Berliner Polizei über die Homosexualität des Botschaftsrates Lecomte hinreichend unterrichtet gewesen sei. —

Diese Behauptung Dr. Hirschfelds ist insofern von großer Wichtigkeit, als dadurch gleichzeitig in die dunkelsten Geheimnisse der Hofskandale blitzartig hineingeleuchtet wird.

Denn aus den Reichstagsverhandlungen in Sachen des § 175 ist allgemein bekannt, daß bei uns ebenso wie in Österreich die Polizei über das Tun und Treiben der sogenannten Homosexuellen eine scharfe Kontrolle führt — angeblich, um die Homosexuellen vor Erpressern zu warnen und zu schützen — und daß auf ihren geheimen Listen alle Männer stehen, die als homosexuell irgendwie verdächtig sind.

Welche ungeheure Bedeutung diese Listen haben, das hat jedenfalls der Eulenburg-Prozeß klar aufgedeckt.

Als der Kriminalkommissar von Tresckow gefragt wurde, wie er sich die Entstehung des ganzen Skandals erkläre, da deponierte er als Zeuge folgende Tatsachen vor Gericht:

Der Polizei-Direktor von Meerscheidt-Hüllessem habe bei seinem Tode 1900 ein umfangreiches amtliches Material mit Adressen Homosexueller hinterlassen, das aus drei Paketen bestanden habe. Eins davon sei für den Kaiser, das zweite für den Polizeipräsidenten und

das dritte für Dr. Hirschfeld bestimmt gewesen. Bei dieser Sammlung, die Dr. Hirschfeld bekam, habe sich auch eine Karte befunden, die folgende Aufzeichnung trug:

„Fürst Eulenburg ist in Wien bekannt als Homosexueller. Er verkehrt hier in Berlin bei Podeyn. Steht auch in Beziehungen zu Lonyay.“ Diese Karte sei Maximilian Harden in die Hände gespielt worden und auf ihr sei der ganze Skandal entstanden. —

Noch deutlicher konnte der Herr Kriminalkommissar kaum sein.

Doch bedeutend größeres Aufsehen wird entschieden das Testament des Polizei-Direktors von Meerscheidt-Hüllessem selber machen, durch das er im Jahre 1900 Herrn Dr. Magnus Hirschfeld dieses Material vererbt hat und durch das er den Leiter des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees zum Vollstrecker seines letzten Willens machte.

Das „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ vom Jahre 1901, das Dr. Hirschfeld herausgab, gibt uns darüber vorzüglich Aufschluß. Denn die Einleitung dieses Testaments lautete:

„Sie wissen, ich war mit Leib und Seele Kriminalist, aber im anständigen Sinne, keiner von denen, die ihre Freude daran finden, Menschen hineinzulegen. Mir erschien es schöner, wo ich es mit dem Amte vereinen konnte, zu helfen. Für meinen Beruf als solchen im guten Sinne habe ich gelebt, für ihn will ich sterben.

Die Stimme des Lebenden wird nichts erreichen, die des Toten wie Donnerschlag einschlagen, und Alles, vom Kaiser herab wird zu dem Vorgetragenen, mit dem sich dann die öffentliche Meinung aller Kreise beschäftigen wird, Stellung nehmen und so die Regierung zum Vorgehen zwingen!

Für den Fall, daß Sie lesen, daß mir etwas Menschliches passiert ist, schreiben Sie gleich an Hirschfeld, daß er sich mit X. wegen des Teiles 3 in Verbindung setzen und beratschlagen soll...“

Dr. Hirschfeld wurde so durch dieses Testament Eigentümer eines ungeheuer wichtigen und wertvollen Materials, das mehr als 20 000 Adressen Homosexueller enthalten haben soll. Und zwar Adressen sehr angesehener Homosexueller aller Parteien in wichtigen und hohen Stellungen. Jede Adresse war mit Aufzeichnungen der Polizei versehen, wie aus der Aussage des Kriminalkommissars Hans von Tresckow im Eulenburg-Prozesse hervorgegangen ist, und bildete ein schwerwiegendes Belastungs-Dokument. Die Karte mit den Aufzeich-

nungen über den Fürsten Eulenburg lieferte Maximilian Harden die vernichtende Waffe in die Hand. Und es steht dadurch unzweifelhaft fest, daß das Belastungsmaterial dieser homosexuellen Polizei-Listen zu politischen Zwecken mißbraucht worden ist und daß die Gefahr eines solchen Mißbrauchs auch heute noch besteht.

Sehen wir uns das Testament des Polizei-Direktors von Meerscheidt-Hüllessem etwas näher an, so erkennen wir auch zu unserm Staunen, daß dieses gesamte Adressen-Material, das er Dr. Magnus Hirschfeld vermacht hatte, ja auch ausdrücklich dazu bestimmt war, einen Riesenskandal über Deutschland hervorzurufen, der weder den kaiserlichen Hof, noch den deutschen Adel, noch die hohen Beamtenkreise schonen und durch gemeinsame Veröffentlichung des gesamten Materials in einer großen, zusammenhängenden und überaus eindrucksvollen Liste wie eine Bombe wirken sollte, die unfehlbar fast alle einflußreichen Familien des ganzen deutschen Reiches treffen mußte. Zu dem ausdrücklichen Zwecke, Kaiser und Volksvertretung dadurch zu zwingen, den § 175 endlich abzuschaffen.

Es muß auch dem Polizei-Direktor von Meerscheidt-Hüllessem zugestanden werden, daß die Ausführung seines Planes und seines Willens in dieser Form einen vollen durchschlagenden Erfolg versprochen und sicher niemandem geschadet hätte. Denn der Staat wäre nicht imstande gewesen, alle diese mehr als 20 000 Männer aus ihren hohen Stellungen zu jagen und alle diese hochverdienten Offiziere und Beamten diffamieren zu können. Er hatte diese Macht nur dem Einzelnen gegenüber, aber nicht einer großen geschlossenen Versammlung von vielen Tausenden gegenüber, die alle Männer von hohem Ansehen waren.

Jedenfalls wäre dieser Riesenskandal ganz dazu angetan gewesen, in die unheilschwangere Atmosphäre der allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Verlogenheit und Heuchelei, die in der homosexuellen Frage die gesamte deutsche Öffentlichkeit beherrschte, luftreinigend und erlösend wie ein elektrischer Schlag zu fahren und grellflammendes Licht über alle Erbärmlichkeiten zu verbreiten.

Es wäre mindestens von der allergrößten Bedeutung gewesen, den Herren Regierungs-Juristen durch die bombenmäßige Wirkung dieser Veröffentlichung des gesamten Materials einmal recht deutlich vor Augen zu führen, daß die so oft zitierten Kontrainstinkte der großen Masse in Wirklichkeit den Anhängern der Freundesliebe gegenüber überhaupt nicht vorhanden sind. Unser Volk hat alle Erscheinungen des Lebens stets viel zu gesund und

vernünftig aufgefaßt, als daß es an einer wirklich edlen Neigung zwischen Mann und Jüngling, an einer echten leidenschaftsgroßen Liebe, die Alles vergeistigt und verklärt, und die vor allen Dingen Opfer bringt, fördert und etwas leistet, jemals Anstoß genommen hätte. Denn Hagestolze und Weiberfeinde, die nur für ihre Freude lebten, hat es schon immer und zu jeder Zeit gegeben, ohne daß das Volk ihnen ein Verbrechen daraus machte. Erst den Skandalen, erst der künstlichen Großzüchtung der Kontra-Instinkte aus politisch-taktischen Gründen, die das eigene Schuldbeußtsein beschwichtigen sollten, und nicht zuletzt der falschen Aufklärungsarbeit Dr. Hirschfelds haben wir es zu verdanken, daß Freundschafts-Verhältnisse, vor denen man sonst oft genug wie vor einer vorbildlich glücklichen Ehe geradezu eine stille Bewunderung und Achtung hegte, heute so vielfach geringschätzig verspottet und verlästert werden. Die alberne und verlogene Betteltheorie Dr. Hirschfelds von der Existenz eines sogenannten „dritten“ Geschlechts, dessen Zugehörige weder Mann noch Weib sein sollen — obwohl selbst die sogenannten „normalen“ Männer natürlicherweise ihr Wesen, ihren Karakter und ihre äußere Erscheinung aus einer Mischung von Vater und Mutter haben — hat leider ein ganz schiefes und verschrobenes Bild in den Köpfen unseres ganzen Volkes angerichtet und sein durchaus gesundes und natürliches Empfinden den Hirschfeldschen Mißgebürgern gegenüber, die er als Schulbeispiele brauchte, in einen sehr begreiflichen und verzeihlichen Zustand des Ekels hineingebracht. Die Anhänger und Bekänner der wirklichen Freundesliebe, bei der die Sexualität ebenso wie bei der wirklichen Liebe zum Weibe doch erst in zweiter Linie eine Rolle spielt, haben jedoch mit dieser à la Hirschfeld auffrisierten „Homosexualität“ auch nicht das Allermindeste zu tun. Sie sind gesund und normal, wie alle anderen Männer! — Und zu dieser Überzeugung wäre jeder gekommen, der aus der mächtigen Liste des Polizeidirektors von Meerscheidt-Hüllessem erkannt hätte, welche bedeutenden und allgemein geachteten Männer, die der Kunst und Wissenschaft, dem Volk und dem Vaterlande oft ganz außerordentliche Dienste geleistet haben, ausgesprochene Anhänger der völlig verkannten und vielgelästerten Liebe sind!

Deshalb muß man offen bekennen, daß es tief bedauerlich ist, daß die Ausführung des obigen Testamentoes hintertrieben wurde.

Dr. Hirschfeld erklärte in seinem Jahrbuch über diesen Punkt: daß der damalige Polizei-Präsident die Herausgabe dieses umfangreichen Adressen-Materials verweigert habe und daß die testamentarisch geforderte Veröffentlichung und Benutzung desselben aus diesem Grunde unmöglich geworden sei. —

In auffälligem Widerspruch dazu steht jedoch die Aussage des Kriminalkommissars von Tresckow: daß die Karte, die das Anklage-Material gegen Fürst Eulenburg liefert hat, aus dem Adressen-Paket Dr. Hirschfelds stamme.

Völlig entgegen dem Willen des Polizei-Direktors von Meerscheidt-Hüllessem wurde hier jedenfalls das Material gegen einen Einzelnen ausgespielt. Und zwar nicht etwa, um dadurch der Bewegung für Abschaffung des § 175 zu dienen, sondern nur zu dem ausdrücklichen Zweck, einen politischen Gegner zu beseitigen und andere politische Richtlinien durchzudrücken, wie sie eine kleine, aber sehr mächtige politische Gruppe vorzuschreiben suchte.

Verfolgen wir aber den Faden der homosexuellen Skandale zurück bis zum Jahre der Veröffentlichung des Meerscheidt-Testaments, so machen wir die auffällige Entdeckung, daß schon ein Jahr darauf, im Frühjahr 1902, Fürst Eulenburg plötzlich es für geraten hält, seinen Botschafterposten in Wien aufzugeben und in der Versenkung des Privatlebens zu verschwinden. — Und es drängt sich einem unwillkürlich der Verdacht auf, daß die verhängnisvolle Karte aus dem Adressen-Paket Dr. Hirschfelds schon damals eine heimliche Rolle spielte und daß sie es war, die Eulenburg veranlaßte, von seinem wichtigen Posten scheinbar grundlos und völlig unerwartet zurückzutreten.

Aber im selben Jahre wird auch der Fall Krupp plötzlich vom Zaun gebrochen. In einem Capreser Blättchen erscheint ein Angriff gegen Krupp, der ihm in Italien, das keinen § 175 kennt, seine Homosexualität zum Vorwurf macht und das seine Neigung zu schönen Naturburschen zu einem Verbrechen stempelt! In Italien, wo eine solche Neigung niemals ein Verbrechen war! — — Die sozialistischen Zeitungen Italiens beuten als nächste Interessenten den Angriff gegen Krupp ebenfalls politisch aus. Sie behaupten lächerlicherweise, daß Krupp, der Kanonenkönig, es gewesen sei, der die Korruption nach Italien brachte. — — Dann — nach Monaten — wagt auf deutscher Erde zunächst die „Augsburger Postzeitung“ die Angriffe nachzudrucken. Und endlich gedeiht die Sache so weit, bis auch der „Vorwärts“ in Berlin den Artikel „Krupp auf Capri“ bringt, der nun in ganz Deutschland wie ein unerhörtes riesengroßes Fanal, wie ein mächtiges, unheimliches, geisterhaftes Warnungszeichen am wolkenschwarzen politischen Himmel wirkt! — —

Es kommt hier nicht darauf an, festzustellen, wer der Verfasser des Artikels „Krupp auf Capri“ war. Auch nicht, hier zu untersuchen, welche Gründe für das Wissenschaftlich-Humanitäre Komitee maßgebend gewesen sind, dem „Vorwärts“-Redakteur für den Beleidigungs-Prozeß, den der Kaiser ohne

den erforderlichen Strafantrag Krupps anbefohlen und durchgesetzt hatte, um seinen Freund reinzuwaschen — nicht das vorhandene Beweismaterial zu liefern.

Wenn wir an dem Faden des für Dr. Hirschfeld bestimmt gewesenen Adressen-Materials weiter schreiten, drängt sich uns immer mehr die Überzeugung auf, daß hinter der Flucht der homosexuellen Ereignisse ein groß angelegter Plan zum Vorschein kommt, der das Testament des Polizei-Direktors von Meerscheidt-Hüllessem jedoch geradezu auf den Kopf gestellt hat, indem er nicht die Adressen in ihrer Gesamtheit als vollständige Liste öffentlich in die Wagschale warf, um ein ethisches Ziel: die Straffreiheit der mann-männlichen Liebe zu erreichen — sondern indem er die Homosexualität Einzelter politisch auszuschlagen suchte, um einen großen Fischzug im Trüben dabei zu machen!

Doppelt auffällig springt darum jetzt auch im Jahrbuch vom Jahre 1903 die Verwendung eines Artikels in die Augen, den Dr. Moll am 13. Dezember 1902 aus Anlaß des Falles Krupp in der „Zukunft“ veröffentlicht hatte und mit dessen Wiedergabe Dr. Hirschfeld den Eindruck zu schinden suchte, als ob Dr. Moll den Weg ruhiger Agitation, den das Wissenschaftlich-Humanitäre Komitee offiziell einschlug, nicht mehr für nützlich und zweckentsprechend gehalten hätte, und darum der Meinung gewesen sei, daß der „Weg über Leichen“ beschritten werden müsse.

Diese Behauptung Dr. Hirschfelds ist aber nur die heimtückische Unterstellung einer Absicht, die bei Dr. Moll niemals vorhanden war. Der Fall Krupp hatte Dr. Moll nur auf den Gedanken gebracht, daß nach dem Scheitern des ruhigen wissenschaftlichen Weges vielleicht der eine und der andere die Geduld verloren habe und nun mit Gewalt ans Ziel zu kommen und rücksichtslos den Weg über Leichen zu gehen suche.

Denn Dr. Moll führte in seinem Artikel folgendes aus: „Sie brauchten nur die Namen von Männern öffentlich zu nennen, deren Homosexualität notorisch und jeden Augenblick zu beweisen ist. Sicher würde dann mancher, der die Homosexualität aus tiefster Seele verabscheut, der aber Homosexuellen, ohne deren Neigungen zu kennen, nahe steht, über die Enthüllung erstaunt sein. Mancher hohe Beamte, mancher einflußreiche Politiker würde sich schließlich verwundert sagen: „Ich glaubte stets, die Homosexuellen seien das elendeste Pack der Welt, nun höre ich aber, daß mein Nefe, mein Sohn, mein Freund gleichgeschlechtlich verkehren. Und er ist doch ein so braver, ausgezeichneter Mensch. Wenn er auch

so ist, dann muß man doch anders über die Sache denken.“

Dr. Moll machte also den Lesern der „Zukunft“ klar, daß solche Gedankengänge es gewesen sein könnten, die die Hintermänner des Falles Krupp veranlaßt haben, ihre Wissenschaft über den Freund des Kaisers öffentlich auszuspielen, um einen völligen Umschwung der allgemeinen Ansichten über die Homosexuellen auf solche radikale Weise herbeizuführen.

Es war aber geradezu eine Fälschung der Tatsachen, wenn Dr. Hirschfeld es 1907 fertig brachte, Dr. Moll in den Verdacht zu bringen, daß er mit diesen Ausführungen den Weg über Leichen empfohlen habe.

Ich persönlich habe im Jahre 1907 in meinem Flugblatt „Fürst Bülow und die Abschaffung des § 175“ diese Fälschung der Tatsachen, indem ich aus Dr. Hirschfeld zitierte, völlig ahnungslos nachgedruckt, ohne damit zu rechnen, daß der Wissenschaftler Dr. Hirschfeld den Artikel Dr. Molls nicht richtig wiedergab und daß mein Zitat eine grobe Irreführung war. Ich wurde von dem Oberstaatsanwalt Dr. Preuß damals selber als der Fälscher angesehen, während es doch in Wirklichkeit der berühmte gerichtliche Sachverständige Dr. Hirschfeld war! —

Dr. Hirschfeld muß es wahrscheinlich damals sehr nötig gehabt haben, ein solches Ablenkungsmanöver öffentlich auszuführen und in der Pose des ehrlichen Biedermanns mit unschuldsvoller Miene zu erklären: daß er selber jedenfalls nach wie vor auf dem ruhigen wissenschaftlichen Wege verbleiben wolle!

In Journalistenkreisen weiß man jedoch, was derartig dick aufgetragene Beteuerungen Verdächtiger, die Mißtrauen erregt haben, in der Regel für einen Wert besitzen.

Und die Erklärung, die diesem Ablenkungsmanöver im selben Jahrbuch auf dem Fuße folgt, dröhnt darum dem Kundigen ganz und gar nicht mehr wie ein freundschaftlicher Ratschlag, sondern wie eine Drohung in den Ohren. Es wird von Dr. Hirschfeld immer wieder bei allen möglichen Gelegenheiten darauf Bezug genommen und ich gebe sie deshalb hier im Wortlaut wieder:

„Namentlich die homosexuellen Herren bei Hofe mögen sich keinen Beunruhigungen hingeben. Der langsame Weg der wissenschaftlichen Forschung und Aufklärung führt auch zum Ziel. Wir wollen aber nicht unterlassen, diese Herren darauf aufmerksam zu machen, ein wie hohes Verdienst sie sich erwerben würden, wenn sie z. B. auf einer Nordlandreise Gelegenheit nehmen würden, den Kaiser über Wesen und Verbreitung der Homosexualität zu informieren. Mögen die Herren

bedenken, in welche Unannehmlichkeiten sie nicht nur sich selbst, sondern auch den Kaiser durch einen sie betreffenden Skandal bringen, vor dem, wie leider die Fälle Hohenau und Krupp gezeigt haben, selbst die dem Thron zunächst stehenden nicht gesichert sind.“ — —

Im Jahre 1907 nannte Dr. Hirschfeld diese wichtige Stelle des Jahrbuchs aus dem Jahre 1903, die in Wahrheit nichts anderes als eine versteckte Drohung war: „eine Prophezeiung der jetzigen Ereignisse“. — —

Denn nun hatte man endlich die Drohung wahr gemacht! Die Polizeilisten hatten in ungeahnter Weise ihre Schuldigkeit getan. Die Karte aus der Erbschaft Dr. Hirschfelds mit den homosexuellen Beweisen gegen Fürst Eulenburg war Harden in die Hände gespielt worden und die ganze Tafelrunde des Liebenberger Freundschaftskreises war jämmerlich und zum Erbarmen in die Luft geflogen!

Wer der Schuldige war? — Man erkundige sich bei dem Herrn Kriminalkommissar Hans von Tresckow, der vor Gericht als Zeuge die Aussage deponierte: daß die Karte mit den homosexuellen Tatsachen, die Harden in die Hände bekommen hat, aus dem Paket stammte, das Dr. Hirschfeld erbte — und daß diese Karte das mächtige Fundament des ganzen Skandals war!

Ich habe dieser Aussage nichts hinzuzufügen.

(Schluß folgt.)

Knaben im Herbst

Von Max Barth

1.

Von den Platanen blättert nun die Rinde,
Braun brennt das reife Laub und gelb und rot;
Es schaukelt erdwärts, sacht gewiegt vom Winde.

Alleen ziehn sich weit ins Abendrot,
Von alten Herrn mit Stöcken ernst begangen,
Und Büsche tropfen Beeren blutend rot.

Einsame Knaben wandeln sehr befangen;
In ihnen brennen Fragen flammend rot.
Mit Schleiergittern ist die Welt verhangen.

2.

Die Knaben gehn mit ungewußten Schritten
Und streifen leis' die Büsche, die erzittern,
Mit scheuen Händen, die um Wissen bitten.

Und tasten nach des Herbastes spröden Gittern,
Dahinter sie für alles, was sie litten,
Erlösendes Erfüllen bebend wittern.

3.

Und stehen stumm vor gründgedehnten Wiesen,
Und fühlen furchtsam ihre Säfte treiben
Und tief erdröhrend durch die Adern fließen.
Und starren in die Weite schwer — und bleiben
Gespannt wie Bogen, die schon Pfeile tragen
Und spähend lechzen nach den fernen Scheiben:
Und sehn keine Ziele ihrem Wagen,
Und seh'n die leere Weite nur sich spreiten,
Und stehen so — bis sie gelähmt verzagen
Und Pfeil und Wille von den Sehnen gleiten.

Joseph

Ein biblisches Gespräch.

Von William Quindt.

Terrasse im Palaste des Potiphar. Noch ist der Himmel rot-violett von der eben untergegangenen Sonne, dennoch webt bereits die Dämmerung zart-graue Schleier um alle Konturen. In der Ferne verschwimmt das Ufer des Nils; still gleitet mitunter ein helles oder ein dunkles Segel über den Strom, und bisweilen hört man aus weiter Ferne den monotonen Gesang der Schiffer. Eine einzelne Palme ragt über die Balustrade der Terrasse, deren Palastwand mit Mosaiken ausgelegt ist. Ornamentierte Fliesen auf dem Fußboden. An der Wand, unter dem Bildnis der Rhea-Kybele, ein Ruhelager. Darauf DAS WEIB DES POTIPHAR, in dünne, aufeinander abgestimmte Schleier gehüllt, die sie manchmal lüftet und dann viel von ihrem ebenmäßigen, etwas üppigen, gelbbraun getönten Körper sehen läßt. Durch die Schleier glimmen die Edelsteine ihrer Armbänder, Beinreifen, des Lendenschurzes und Busensmückes. Sie trägt viele kostbare Fingerringe, ein diamantenschweres Stirnband, reiche Ohrringe. Eine assyrische Locke fällt ihr über die Schulter bis zur Brust. — In einer Entfernung von fast zehn Schritten steht JOSEPH, ein schmalwangiger, großäugiger Ekstatiker, bis ans Kinn fest hineingewickelt in einen faltenreichen, grasgrünen Mantel.

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Tritt näher, Joseph! Deine weiche Stimme klingt spröde, wenn du so laut sprichst. Und du brauchst nicht so laut zu sprechen. Zwar ist niemand im Hause, und keiner kann uns hören, doch brauchen wir darum nicht zu schreien wie die Nilflößer! — Tritt näher heran, Joseph, und berichte weiter von den Tagen deiner Jugend. — Ich höre dich gern sprechen, Joseph. Deine Stimme ist weich und süß wie die Stimme der

kleinen bunten Vögel, die der Potiphar mir geschenkt hat für die letzte Nacht, die ich bei ihm schlief . . . Näher zu mir, Joseph, und sprich! —

JOSEPH:

(bis auf drei Schritt ihr nahe)

Lasset mich hier verharren, Weib meines Herrn. Der Potiphar möchte erzürnen und mich für anmaßend halten, nützte ich mehr noch Eure Güte.

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Der Potiphar ist im Palaste des Pharao. Er wird spät erst heimkehren heute. Er wird dich nicht sehen, und er wird dir auch nicht zürnen, denn er vertraut dir. Alles, was der Potiphar besitzt, hat er unter deine Hände gegeben. Er vertraut dir sehr, der Potiphar. Er läßt sogar mich allein unter deinem Schutz. Mich, Joseph, die ich des Potiphars kostbarster Schatz bin. Und ein Schatz, Joseph, der sehr schwer zu hüten ist . . . Ich bin wie eine große Perle, Joseph, die stumpf und müde wird, kost allzulange sie die eine Haut. — Ich bin wie eine Perle, ich gleibe auf wie Morgentau unter der ersten Sonne, küßt mich einmal ein anderer Mund als der des Potiphar.

JOSEPH:

Sprechet nicht also, Weib des Potiphar! Ich verstehe Eure Worte nicht. Ich bin der Diener des Potiphar. — Der oberste Diener des Potiphar bin ich, und darum muß ich auch sein getreuester sein! — Versuchet mich nicht also böse, denn das ist ein frevelhaftes Spiel. Sicherlich wollt Ihr mich nur erproben, ich weiß es wohl, aber denkt an des Potiphars Zorn, hörte einer der Sklaven uns sprechen und brächte Euer Gemahl Kunde davon! — Lasset uns darum nicht verstoßen gegen unsere Treue, auch nicht in Worten, die in Scherz und Übermut von Euren Lippen springen. —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Ach, Joseph, wie sehr nur merkt man dir an, welch langweiligen Gott ihr habt, ihr ebräischen Leute! — Ein Scherz ist ein Scherz! Ein Wort ist ein Wort! — Vergiß meine Worte, vergiß meine Scherze! . . . Ich störte dich mit meinen Worten. Du sprachest von deinen frühen Tagen. Spreche nun weiter, Joseph! — Ich liebe dich, wenn du sprichst. Dann glühen deine dunklen Augen wie die Wasser des Nils, wenn der volle Mond sie küßt. Und dein Mund blüht auf wie die großen Rosen, die sich der Morgensonnen öffnen. Sprich, Joseph! Du sprachest von deinen Träumen und wie deine Brüder dir gram wurden darob. — Sage doch, wie war der Traum von der Sonne, dem Mond und den elf Sternen?

JOSEPH:

Ich träumte einen Traum am hellen Tage. Und siehe: ich war ein großer Stern, und mein Licht war stark und gut. Und es stieg die Sonne auf am Himmel, aber sie konnte nicht mein Licht verdunkeln. Und siehe: da neigte sich die Sonne vor mir. Und es kam der Mond, und er konnte mein Licht nicht verdunkeln, und siehe: er neigte sich vor mir. Und es zogen auf elf Sterne, und siehe: mein Licht war schöner und stärker als das ihre und das von Sonne und Mond. Und auch die elf Sterne neigeten sich vor mir. So hatte ich geträumt. — Damals war ich noch ein Kind, und das Leben quälte mich, konnte ich meine Träume nicht den Menschen berichten. Darum erzählte ich diesen Traum meinem Vater und meinen Brüdern. Aber mein Vater ergrimmte und strafte mich und sprach: „Welch ein Traum ist das, der dir geträumt hat? Willst du von mir und deiner Mutter und deinen elf Brüdern, daß wir kommen sollen und dich anbeten?“ — Und meine Brüder trachteten mir nach, denn sie waren voller Neid und gekränkt in ihrem Stolz. — Ich aber habe mich verkrochen und habe geweint, lange und voller Bitternis geweint. Ich liebte meinen Vater, und sehr wehe hatte es mir getan, daß er mich gestraft mit harten Worten. Denn ich wußte wohl, daß ich hoch in seiner Liebe stand, weil er mich im Alter gezeugt hatte, und weil ich Sohn war der Rahel, um die mein Vater so sehr lange gedient. — — Klug und weise war mein Vater, Weib des Potiphar. Jacob hieß mein Vater, und vier Frauen waren es, die ihn liebten: Lea, Rahel, Bilka und Silpa. Zwölf Söhne hat mein Vater, und sie heißen: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Isaschar, Sebulon, Dan, Naphtali, Gad, Asser, Joseph und Benjamin. — — Einmal hat mein Vater mit Gott gerungen, und siehe, Weib: mein Vater siegte über ihn. Gott mußte ihn segnen, denn er ließ ihn anders nicht aus seinen Armen . . . Und Gott liebte meinen Vater und nannte ihn Israël. — Ich aber war ihm der Liebste von seinen zwölf Söhnen, und mein Vater sah es mit Wohlgefallen, wenn ich ihm erzählte von dem, was ich geträumt. Und mein Vater machte mir einen bunten Rock und gebot mir, ihn stetig zu tragen. „Bunt wie deiner Träume Mantel sei dein Kleid, Joseph!“ sprach mein Vater Israël zu mir und küßte mich. —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Küßte er dich auf den Mund, Joseph, auf deinen roten Mund? ? —

JOSEPH:

Nein, Weib des Potiphar! Auf die Stirn küßte mich mein Vater Israël, auf die Stirn und auf beide Augen. „Träume,

Sohn!" sprach mein Vater zu mir, „träume Träume. — Siehe, du bist ein Liebling Gottes: er läßt dich sehen, was uns anderen verborgen bleibt immerdar. Nur seinen Lieblingen lüftet der Herr den Vorhang zum Allerheiligsten. Du bist sein Liebling, Träumer. Du darfst sehen, was selbst meinen Augen nimmer vergönnt gewesen ist. Ich rang mit meinem Gott, ich zwang ihn, mir Antwort zu geben. — Mit dir aber spricht Gott, spricht so, wie ich jetzt mit dir spreche, spricht wie der Vater zu seinem Sohn, spricht wie der Bruder zu seinem Bruder. Sei stolz, mein Sohn, der du ein Träumer bist“, so sprach mein Vater, und Tränen standen in seinen Augen, „aber sei auch stark, du mein liebstes Kind. Träume können entzücken, können berauschen, aber sie können dich auch zerstören, vernichten, sie können dich töten!“ —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Hat dein Vater immer so merkwürdige Dinge gesprochen, Joseph? Ich muß dir sagen, daß ich nicht ein Wort von dem verstehe, was er zu dir sprach, als er dich auf die Stirn küßte und auf beide Augen. — Auch ich träume — zur Nachtzeit und auch oft bei Tage. Träume, Joseph, von dir! — Ich träume, daß der Potiphar stirbt — Männer in seiner Stellung sterben oft schnell, Joseph! — und ich träume, daß Joseph dann Potiphar ist... Und ich träume, daß ich dich auf die Stirn küsse und auf beide Augen — und auch auf deinen Mund — — —. Ich träume so viel, aber ich merkte noch nichts davon, daß ich ein Liebling der Götter bin. — Ich verstehe deinen Vater nicht, Joseph! —

JOSEPH:

Auch ich verstand ihn nicht im Anfang. Heute weiß ich, daß mein Vater besser als ich wußte um alle Wahrheiten, die auf meiner Träume Gründe schlafen. — Sehet, Weib: ich träume anders als die Menschen, als Ihr träumt. — Bei Nacht träumet Ihr, und bei Tage habt Ihr sündhaftes Sehnen, in das Ihr Euch vergrabbt und es für Träume haltet. Ihr träumet die Wünsche und die Begierden, die Befriedigungen und die Üppigkeiten Eures Leibes... In uns allen aber ist das Göttliche, ist der Odem, den uns der große Gott geschenkt. Und sehet, Weib des Potiphar: dieses Göttliche, das voll ewiger starker Sehnsucht ist, sich mit dem großen Göttlichen zu vereinen, dieses träumt in mir. — — Dieses verläßt meinen Leib und schwingt sich auf zu den Sternen, Gott entgegen. — Und der große Gott liebt mich, er nimmt meine Sehnsucht auf und reicht ihr Nahrung und Trank. — So träume ich, Weib, und so sehe ich Wahrheiten, die anderen verschleiert bleiben immerdar — sehe sie, weil Gott mir wohl will. Wann ich

auch komme zu ihm — er nimmt mich auf: am hellen Mittag, in später Nacht. Immer ist sein Himmel mir geöffnet, ich darf mit den Engeln sprechen und darf sie singen hören. — Adam und Noah und Abraham sind mir begegnet, und sie haben mich gesegnet. — Und ich habe aus den Himmeln herabgesessen auf die Erde, habe zu Füßen Gottes gesessen und habe sein Grollen gehört und auch sein väterlich mildes Lachen. — Über den Regenbogen bin ich geschritten zur Nachtzeit, und die Sterne alle haben sich geneigt vor mir, und sie haben alle meine Sehnsucht begrüßt... Ich träume anders als die Menschen — — —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Ich verstehe nichts von dem, was du sagst, Joseph! — aber du bist schön, wenn du von diesen Dingen sprichst. Deine Wangen färben sich hennahrot, deine Augen lassen meine Edelsteine erblinden, und deine Lippen sind gewölbt wie Rosenblätter zur Mittagszeit — sie müssen duften wie Rosen am Mittag, deine Lippen... Ich möchte ihren Duft trinken, Joseph, den Duft deiner Lippen. Sicherlich ist er berauschend wie Wein. — — — Aber ich werde nicht den Duft deines Mundes trinken — sprich weiter, Joseph, sprich! — Keiner von unseren Göttern ist so schön wie du, wenn du von diesen unverständlichen Dingen sprichst! —

JOSEPH:

Sehr glücklich bin ich gewesen in meinen Träumen, und ich habe meinen alten Vater nicht verstehen können, als er sagte, daß Träume auch töten könnten. — Heute aber weiß ich, daß mein Vater Israël klug ist und sehr weise. — Ich habe auch andere Träume geträumt. Nicht nur bei den Engeln bin ich gewesen, nein, auch bei den Verdammten. Bei denen, die das Göttliche ihrer Seelen mit Füßen getreten und mit üppigen Sünden erstickt haben. — Meiner Sehnsucht Augen sahen nicht nur die Himmel, sie sahen auch aller Abgründe schaurigste Tiefen. Ich habe wohl mit den Engeln gesungen, aber ich habe auch mit den Verworfenen geweint, geflucht und den großen Gott gelästert. Und meine Träume haben mich das Schrecklichste gelehrt, das nur ein Mensch lernen kann: zu lesen in den Augen seiner Mitmenschen... Weib des Potiphar, ich sage Euch: wahrlich, furchtbar ist es, um solche Dinge wissen zu müssen. — — Ich habe Männer gesehen, die den großen Gott leugneten, die Götzen erfanden, um als Priester der neuen Gottheit ein üppiges Wohlleben zu führen. — Ich habe Männer gesehen, die erkannten nur das Walten des bösen Geistes auf dieser Erde, und sie dienten dem Bösen frevelhaft. Ich habe Männer und Frauen gesehen, die leug-

neten das Sein Gottes und vermeinten, das Göttliche habe seinen Sitz in ihren Lenden und in ihrem Schoß. — Weib des Potiphar, ich kann der Menschen geheimste Gedanken lesen, und ich habe gesehen, wie wenige ihrem Gotte treu dienen ... Nun weiß ich wohl um die Worte meines Vaters, der da sagte, daß Träume töten können. — Längst legte ich das bunte Gewand ab. Die Menschen nahmen es mir, meine Brüder. Ich trauere ihm nicht nach, es wäre von mir gefallen früher oder später. — Nun ist mein Mantel grün wie die Wiesen meines Vaters, auf denen die schwarzen und die weißen Widder weiden. — —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Kannst du auch in meinen Augen lesen, Joseph? Weißt du auch um meine Gedanken? — Sage mir doch, was du liest in meinen Augen! !

JOSEPH:

Nun ist mein Mantel grün wie diese Erde, die der große Gott geschaffen hat. — Erde bin ich, die der große Gott zeugte, und die sein Samen befruchtet — täglich aufs neue ...

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Still, Joseph! Langweile mich nicht länger mit diesen Dingen! Antwort mir: kannst du in meinen Augen lesen, und kennst du meine Gedanken? !

JOSEPH:

Mein Gott gab mir diese Gabe, Weib des Potiphar, diese Gabe, die ein hoher Segen ist und ein zermalmender Fluch! —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

So sage mir, was du lasest in meinen Augen!

JOSEPH:

Wie sollte ich Euch betrüben, Weib meines Herrn?! Sehet: die Augen des Potiphar hängen voller Lust an Eurer Schönheit. Ich bin des Potiphars treuester Knecht. Betrübete ich Euch, also betrübete ich auch meinen Herrn. Und solches sei ferne von mir. —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Von meiner Schönheit sprachest du, Joseph! — Bin ich schön? — Bin ich schön auch in deinen Augen? ?

JOSEPH:

Ihr seid schön, Weib des Potiphar. — Ihr seid die schönste Frau im Lande der Ägypter ...

DAS WEIB DES POTIPHAR:

So sprachest du noch nie, Ebräer! — — Aber wenn du mich so schön findest, so wirst du mich auch lieben können! —

JOSEPH:

Wie könnte ich das, Weib meines Herrn?! Der Potiphar ist Euer Gemahl, ich bin nur sein Knecht. Wie könnte ich wohl also vermessen sein, zu begehrn nach den Schätzen meines Herrn?

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Du bist glatt, Jüngling, aber so leicht lasse ich dich nicht!
— Sag, was du in meinen Augen lasest! — —

JOSEPH:

Herrin, erlaßt mir die Rede. Ich weiß nichts Gutes von den Frauen ...

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Wähnst du, daß ich Lobreden hören will aus deinem Munde?! — Alle schmeicheln sie mir: der Potiphar, der Pharaos, die Kämmerer und die Priester. Alle umtanzen meine Ruhestatt, und alle verdrehen sie die Augen, wenn ich nur meine Schleier hebe. Du glaubst nicht, Joseph, wie satt ich ihrer bin! ... Du aber reizest meine Lust, Ebräer ... Vor dieser Stunde habe ich immer geglaubt, du hassest mich oder verachtetest mich gar. Heute aber sagtest du mir, ich sei die schönste Frau im Lande der Ägypter ... Und nun muß ich denken, du habest Furcht vor mir. — Oh, ich will diese Furcht verjagen aus deinem Herzen, Joseph! — — Aber erst sollst du mir sagen, was du lasest in meinen Augen! Sprich, und wenn du mir nicht alles sagen willst, so verleumde ich dich beim Potiphar! — Dann werde ich dem Potiphar sagen, du habest mich schwächen wollen, und er wird dich in den tiefsten Kerker werfen lassen — oder gar in den Löwenzwyng, Jude ... Sprich also! — —

JOSEPH:

Wie möget Ihr wohl solche Reden führen, Weib des Potiphar! Ihr wisset wohl, daß ich nimmermehr also vermessen bin, meine Augen begehrlich auf Euch zu richten! — —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Ich weiß das. Oh! ob ich das weiß!! — Aber was ich weiß, weiß der Potiphar nicht. Und wenn ich dich verleumde bei ihm, so wird er mir Glauben schenken und dich bestrafen. — Und ich werde dich bei ihm verleumden, Joseph, wenn du mir nicht alles sagst, was du lasest in meinen Augen! — Sprich!

JOSEPH:

Nichts las ich in Euren Augen, Weib des Potiphar, als das, was ich gelesen habe in den Augen aller Frauen aus Ägypterland. —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Wohl, und was lasest du in den Augen der Frauen aus Ägypterland? —

JOSEPH:

Herrin, verzeiht mir! Ich bin ein Ebräer, und ich diene dem großen Gott. — Ihr aber habt euch Götzen gemacht und betet diese an. Ich weiß, es sind nur Bilder, die ihr euch gemacht habt, weil ihr den großen Gott nicht fassen könntet. Sie sind Bilder des gütigen Allgottes, aber sie sind Fratzen nur, Fratzen seiner Güte und seines Zornes. — Ich kann eure Götter nicht lieben, und ich kann auch euch nicht lieben, die ihr betet zu ihnen! — —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Ich habe dich nicht gefragt, Ebräer, wie du denkst von unseren Göttern! — Wissen will ich von dir, was du in unseren Augen gelesen hast!

JOSEPH:

Herrin, Euer Volk dienet dem Bösen. Eure Männer dienen ihm. Ihr seid die Frauen eurer Männer! — —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Sind wir nichts weiter als die Frauen unserer Männer, Joseph? Nichts weiter? ! — Ah, so leicht lasse ich dich nicht aus der Schlinge schlüpfen, Ebräer! — Ich will endlich wissen, was du gelesen haben willst in unseren Augen!! —

JOSEPH:

Ihr seid wie Abgründe. Ihr seid wie das Schilf des Nils, das stolz ist und schön, und das jeden verschlingt, der sich ihm nähert in Liebe und Sehnsucht. Ihr seid wie die Blumen des Nils, wer sie küssen will, den schlügen die Krokodile. Ihr seid wie die wilden Tiere im Palaste des Pharaos. Ihr seid wie Gift, wie süßes, schlechendes, tödliches Gift. — In den schönen Tempeln eurer Leiber hauset der böse Geist. Wie Götzenbilder seid ihr — : aus Elfenbein, Purpur, Ebenholz und Gold. — — Der große Gott gab euch eure Schönheit. Aber eben weil ihr schön waret von Anbeginn, weil eure Schönheit nicht euer Verdienst ist, darum betörte der Böse euch leicht. Und nun dienet ihr dem Bösen, denn eure Mütter waren böse, und eure Großmütter waren böse, und eure Töchter werden böse sein, und eure Enkelinnen sind böse. Hier in Ägypten sind auch eure Männer böse. Euer ganzes Volk ist böse und ein Schrecken in den Augen des Herrn. — Wir Ebräer sind das begnadete Volk. Unsere Männer sind weise und stark, und vielen schon hat sich der HERR kund getan. Aber auch unsere Frauen sind nicht wohlgefällig dem

großen Gott . . . Ich kenne keine Frau, die Gott sehen durfte. Sie erreichen ihn so schwer, denn ihre Seelen wohnen in Abgründen, die tiefer noch und viel dunkler sind als alle die Untiefen, in welche der zürnende Gott je uns Männer geschleudert. — — — Ihr Frauen seid wie Tiere — wie große, böse, schöne Tiere . . .

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Ich bin wie ein Abgrund. Ich bin wie das Dschungel des Nils. — Ich bin schön, Joseph, meine Haut ist weich, meine Arme sehnen sich nach deinen Schultern, und meine Finger vergehen in der Sehnsucht nach dem Krampf deiner Lenden. — Ich bin wie ein Abgrund, aber in meinen Tiefen blühen Blumen, die sind schöner als alle Gotteswunder . . . Sie sind so schön, daß sie deine Träume erbleichen machen . . . Und diese Blumen blühen für dich, Joseph . . . Für dich . . .

JOSEPH:

Sprechet nicht also freventlich, Weib meines Herrn. Ich bin des Potiphars treuester Knecht — nie werde ich Euch umfangen. Aber wenn Ihr auch nicht das Weib meines Herrn waret — ich würde Eure Lippen nicht berühren, denn ich werde mich nie mit einem Weibe vermischen . . . Ihr seid wie Abgründe. Wer euch liebt, der muß so tief versinken, daß er Gott nimmermehr sehen kann. — Siehe, Weib des Potiphar, nur ein armer Träumer bin ich — und bin doch ein Begnadeter des Herrn. Ein Träumer bin ich, und ich weiß nicht viel von euch und von eurer Welt. Was ich sehen soll, und was ich sehen muß, das läset der Herr mich sehen in meinen Träumen. — Mitunter sind meine Träume grausam, aber ich liebe sie dennoch: denn immer sind sie stark und schön und gut. — Aber ich weiß, daß all mein Denken schmutzig und klein würde, daß alle meine Träume fressende Qual und all mein Wissen vergiftet würde, sündigte ich mit einer unter euch! — Nur weil ich rein bin, erheben meine Träume mich und machen mich stark, selbst wenn sie furchtbar sind und furchteinflößend. — Nur weil ich rein bin, liebt mich mein Gott! — —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

Wie die wilden Tiere im Palaste des Pharaos bin ich, die golden sind und schwarz, und in deren Augen das Licht glüht all meiner Edelsteine. Wie eine Blume bin ich, deren schmeichelnder Duft vergiftet. Ich bin wie ein schöner Tempel, in dem das Böse wohnt. Ich hasse alle die, die nicht dem Bösen dienen, wie ich es tue. Ich hasse sie, und ich teile mit ihnen mein Lager. Ich bin wie ein süßes, schlechendes Gift. Auf

meinen Lippen blühet des Bösen Odem. Wer meine Lippen geküßt, der vergißt den großen Gott und macht sich Götzen zu seiner Lust. Wer meine Lippen geküßt, der verachtet die Sterne, und er liebt diese Erde, wo sie prunkvoll ist oder wild. — Wild ist diese Erde, überall, wohin der gute Gott noch nicht gekommen ist. Üppig und prunkvoll ist diese Erde überall dort, wo der große Gott uns hat weichen müssen! —

JOSEPH:

Schweiget, Weib des Potiphar! Ihr lästert den HERRN! — Gut ist diese Erde, überall, da Gottes Auge mit Wohlgefallen auf ihr ruhet. — Ich liebe diese Erde, die grünen Wiesen, auf denen die Schafe meines Vaters weiden, die stillen Hütten und die sanften Haine, die klaren Quellen und die zärtlichen Hügel. Überall fand ich Gott — Gott, der in den Sternen ist und in den großen Wassern. — Ich kenne die Wildnisse nicht, aber ich weiß, daß Gott ihnen nicht ganz fern sein kann. — Eure prunkvollen Paläste aber, Weib des Potiphar, da sprachet Ihr wahr: sie sind ein Greuel dem HERRN und dem Bösen ein Wohlgefallen! — —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

All dieser Prunk ist für uns, Joseph, für uns allein! Wir tragen die edelsten Steine, wir tragen die zärtlichsten Schleier. Für uns vergolden die Männer ihre Häuser, und sie betrügen einander, um uns zu schmücken. Sie sagen freilich, wir wären ihnen Spielzeug nur und Schmuck. Aber die Männer sind einfältig, sie sehen nicht, wie wir mit ihnen spielen. — Wir haben den großen, strengen, uns ewig grollenden Gott vertrieben, wir haben diese Götzen in das Land gebracht, die uns wohlwollen und den Männern heißen, uns ergeben zu sein. — Wir sind wie Abgründe, die Gott begraben und seine Leiche verdecken mit üppigen Blumen. Wer uns liebt, der schläft auf des großen Gottes verwesendem Fleisch . . . Aber der, dem unsere Liebe gilt, der wird ein Herr sein und ein Gott — hier auf Erden! — Träume wird er träumen in unseren Armen, daß er seinen Gott vergißt und alle Leiden, daß er diese Erde schaut wie einen Palast, der ihm zur Lust errichtet wurde. — Und seine Wangen werden aufblühen, und seine Augen werden leuchten. Seine Lippen werden duften, und in seinen Händen, die unsere Schönheit streicheln, wird das Wissen um das Glück dieser Erde wohnen. — Ich will dich gleich machen deinem Gotte, Joseph, dem großen Gotte gleich, den du in deinen Träumen geschaut. Ich will deine Wangen färben und dich zu einem stolzen Herrn machen. — Küsse mich, Joseph, in meinen Armen sollst du größer werden als dein armer Gott! —

JOSEPH:

Schweiget, Weib! Ich diene meinem Gotte. Mein Gott liebt mich und spricht mit mir. Mein Gott zeigte mir seine Welt und läßt mich wohnen zwischen seinen Sternen. — Mein Gott will, daß ich nicht hänge an dieser Erde, denn er will mir alle Tore des Himmels erschließen. Wie sollte ich also gegen meinen Gott sündigen, wie sollte ich ihn lästern um ein Weib? — Ich bin ein Begnadeter des Herrn — Ihr aber seid Erde, in die der Böse seinen Samen senkte. — Ich habe keinen Teil mit Euch! — — —

DAS WEIB DES POTIPHAR:

(springt auf, die Schleier fallen, sie ergreift den sich abwendenden Joseph beim Mantel.)

Eben darum sollst du mich küssen, Joseph, denn ich will, daß du deinen Gott vergißt. Wer zu den Sternen sieht, wer im Unvergänglichen Gott sucht, der kann uns nicht lieben. Wir aber wollen, daß ein Jeder zu unseren Füßen liegt und um unsere Küsse fleht. — Wer uns aber küßt, der gehört dieser Erde, der vergißt alle Himmel und betet uns an. — Ich hasse dich, Sternenträumer, darum will ich dich küssen. Ich bin wie ein süßes, schleichendes Gift! —

JOSEPH:

Zurück — mich ekelt vor Euch, Weib des Potiphar! — Die Heimat meiner Seele ist droben — im Licht. — Ihr aber seid die Nacht — Ihr seid die Finsternis — — — Ihr seid mir fremd — Ihr seid mir ekel — ekel — — —

(er entflieht ihr)

DAS WEIB DES POTIPHAR:

(allein mit dem Mantel, der langsam ihren schlaff gesenkten Armen entsinkt.)

Es ist nicht wahr, Joseph, ich hasse dich nicht: ich beneide dich! — Du Sklave bist voll eines fremden Glücks, das ich nicht kenne. Teilhaftig wollte ich seiner werden, darum solltest du mich lieben, denn ich will glücklich sein, wie du glücklich bist. Aber ohne dich kann ich dieses Glück nie erreichen. — Wir Frauen sind wie der Mond. Wir leuchten nicht, wenn nicht die Sonne der Liebe uns scheint. — — — Du aber willst nicht teilen mit mir — und darum vernichte ich dich, Ebräer! — Du willst meine Liebe nicht, weil du fürchtest, sie würde deine Träume, deinen Gott verscheuchen — wohl! — so sollst du meinen Haß haben, der deinen Leib zerreißen wird! — — —

(laut)

Schande — Schande über das Haus des Potiphar! — Schande!!

(Sklaven und Sklavinnen eilen herbei. Das Weib des Potiphar wirft sich über das Ruhelager, wälzt sich mit verzerrtem Gesicht, stammelt, kreischt:)

Eilet — eilet — bringet dem Potiphar Kunde! Wehe — wehe — der Sternenträumer hat mich geschwächt! — Er hat die Ruhe meines Leibes gestört und die Stille meiner Seele verscheucht. Er hat mich zweifeln gemacht an unseren Göttern. — Er hat mich geschwächt! — — — Nein, nein!! Sagt dem Potiphar: der Ebräer habe mich schwächen wollen... Ich aber habe ihm seinen Mantel entrissen, und er entfloß, als ich nach seiner Seele griff... Sagt dem Potiphar, er habe mich schwächen wollen... Ich aber bin des Potiphar treues Weib... In den tiefsten Kerker muß der Potiphar den Ebräer werfen — den Sternennarren..... Er hat mich schwächen wollen... er hat mich schwächen wollen! — — — Schande — Schande über das Haus des Potiphar! — — —

Melancholie

Von A. Jaski-Sybal

Es flieht der Sturm durch Nacht zum wilden Meer —
O Halino!
Er jagt die weißen Wolken vor sich her —
Ein dunkles Lied klagt müd' und tränenschwer
Von irgendwo. — — —
Ein dunkles Lied klagt durch die Frühlingsnacht
Wie Jugendleid —
Was ist es nur, was stürmt mit solcher Macht,
Was hat in meiner Seele angefacht
Vergangenheit?
Tief ruht, in grauer Urne still versenkt,
Mein erstes Sein —
Was mir die frühen Jahre einst geschenkt,
Was mich besieglt, und was mich gekränkt, —
Ist nicht mehr mein. — —
Mein zweites Leben rief mich aus dem Traum
Der Knospenzeit —
Ich war nur Halm, nur Blüte, war nur Baum —
Und doch wuchs meine Seele in den Raum
So sternenweit. — — —
Mein zweites Leben bringt Erfüllung mir,
Ist stark und gut —
Besieglt mündet Ich und Du im Wir — —
Von allen Stürmen schweigt mein Herz bei Dir —
Und gibt — und ruht. — — —
Nur manchmal, wenn ich einsam bin zur Nacht —:
Von irgendwo
Rollt wilder Wogen Schwall heran mit Macht, —
Mein erstes Sein gespensterhaft erwacht —
O Halino! — — —

Wolf Bergen.

Novelle von Kyrrill *)

Im Gebirge.

Durch die Wipfel des Schwarzwaldes rauschte der Märzwind. Von den Zweigen tropfte Schnee in der Mittagssonne, aber auf der Erde lag er noch hoch und Wolf Bergen und Dietz Haldau glitten auf ihren Schien froh über ihn hinweg.

Als sie aus dem Walde traten, brannte Sonne auf weites Schneefeld und das Weiß glitzerte und funkelte so stark unter dem tiefen Blau des Himmels, daß die Freunde von der leuchtenden Farbenschönheit geblendet die Augen schlossen.

Sie waren auf dem Feldberg gewesen, hatten sich von der Höhensonnen braun brennen lassen und waren untergetaucht in das lustige Treiben der Sportswelt. Am schönsten aber war es, wenn sie zu zweit den Gipfel des Berges erklimmen hatten und aus dem Nebelmeer des Rheintals die Alpenkette in bläulichem Lichte schimmernd ihren Blicken sichtbar wurde. Abends glühten die Bergspitzen in herrlichen Farben, und in rasender Fahrt gings dann bergab, jeder Muskel gespannt, jeder Nerv wach im Gefühl eines wilden, gefahrvollen Fluges. Unwirklich, traumhaft wurde die Welt, wenn bei hereinbrechender Nacht der Mond seine dunklen Schatten auf den Schnee warf und in gelblich blauem Licht das weiße Land kristallen erstarre von den schwarzen Streifen des Waldes umsäumt.

Jetzt waren beide müde und sie setzten sich auf einen Baumstumpf, um ihr Frühstück zu verzehren. In Dietz' Gesicht lag ein Schatten von Traurigkeit. Er dachte an die Stadt, an ihre graue Alltäglichkeit, an das Büro, in dem er arbeiten mußte, mit seinen Aktenstößen unerbittlicher Nüchternheit. — Plötzlich kam ihm da wieder sein verstorbener Freund Heinz in den Sinn, der blonde schöne Knabe, den stets ein Glanz von Festtagsfreude und sorglosen Jugendfrohsinns umgab. Wenn Dietz in seine hellen, blauen Augen geschaut hatte, war er glücklich gewesen und wurde fortgerissen auf der Welle jungen frohen Lebens. Mit ihm machte er vor Monaten eine Schitour ins bayrische Gebirge. Jäh jagten sie einen Abhang hinab. Vor einer Biegung hatten sie das plötzlich ganz steil abfallende Gelände nicht gesehen. Heinz, der vorauslief, stürzte in die Tiefe. Sein Kopf schlug an einen Felsblock. So endete sein Leben in

*) Einer unserer Mitarbeiter aus altem Adelsgeschlecht schreibt jetzt unter diesem Pseudonym, weil der Familienverband ein Attentat auf seine eigene Ehre darin sieht, wenn DER EIGENE seinen Namen bringt.

wildem Fall. Stumm kniete Dietz später an der Leiche seines Freundes. Das Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit entstellt und er sah nur die Blutlache im weißen Schnee, über den die ersten Abendschatten glitten. Da glaubte er, daß neben der Schönheit immer das Leid einherschreite, und daß das Leid die eigentliche Wahrheit des Lebens sei, die Schönheit aber nur Traum und flüchtiger Glanz.

Später hatte er Wolf kennen gelernt, der fast zehn Jahre älter war als Dietz. Jener stammte aus einer reichen baltischen Patrizierfamilie, die aber durch die Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit ihren Besitz verloren hatte. Der sehr gepflegte Wohlstand hatte Müdigkeit in Wolf gelegt, die zu der Lebensfrische des verstorbenen Heinz seltsam kontrastierte. Jetzt sahen seine verträumten dunklen Augen interessiert zu Dietz hinüber und er fragte diesen, was ihn bewege. Da erzählte Dietz ihm von seinem Freunde Heinz.

Wolf sagte: „Ich glaube, daß dir damals das Leben sinnlos, von blindem Zufall geleitet schien. Aber trotzdem solltest du jetzt nicht mehr in Trauer an deinen verstorbenen Freund denken. Du solltest vielmehr sein Leben, dieses blonde, starke, frohe, schöne Leben ganz in dich aufnehmen und es weiter leben. Damit würdest du dein Leben vollenden zur Freude der Menschen.“

Dietz schüttelte den Kopf: „Nein Wolf, das scheint mir unmöglich. Ich kann wohl Stunden froh und glücklich sein, wie ich es jetzt mit dir auf den Bergen gewesen bin, aber Schönheit suche ich nicht mehr. Du, obwohl älter als ich, kennst wohl noch wenig das Elend der Menschen. Aber ich sehe in den Städten Hungernde. Mütter betteln für ihre Kinder um ein Stück Brot. Obdachlose, Knaben und Greise frieren in Winterskälte. Unsere Zeit ist zu trostlos, um ein Leben in Schönheit zu leben.“

Erregt hatte sich Dietz aufgerichtet. Seine großen blauen Augen schauten gequält in das helle Sonnengeflimmer rings um ihn: „Ein verhungerter Mensch, ein im Kriege blind oder zum Krüppel geschossener Soldat, ja selbst ein Vogel, der flügellahm am Boden hockt und seine Kameraden zum Blau des Himmels fliegen sieht, bringt einen Riß in die Schönheit und Ordnung dieser Welt, der nie mehr zu schließen ist. Der Kosmos zerfällt in die Sinnlosigkeit blinder Willkür.“

Wolf hatte sich tief an einen Baumstamm zurückgelegt. Seine langen, schmalen Hände ruhten auf dem Schnee, als wollten sie eine Wunde kühlen, seine Augen waren fast geschlossen. Dann sagte er: „Ja, du hast recht — das Leben scheint zwiespältig und gegensätzlich. Aber der extreme Pessimist hat ebenso unrecht, wie der Optimist. Jener sieht nur

das Häßliche, dieser nur das Schöne des Lebens. Aber beides ist notwendig, wie Sommer und Winter, Nacht und Tag. Wäre das eine ohne das andere denkbar?

„Wo aber finden wir Einheit und Harmonie?“

„In der Liebe und im Schaffen. Nimmt die Frau, die liebt, nicht schon die Qualen der Geburt auf sich? Erlebt nicht auch der schöpferische Mensch im Schaffen die Einheit der Gegensätzlichkeiten: die Lust der Zeugung und den Schmerz der Geburt? Ist er nicht zugleich Mann und Weib, Gott und Mensch, Schöpfer und Geschöpf? Ist nicht Eros und Logos, Materie und Geist, Vernunft und Gefühl, oder wie wir die Gegensätze auch weiter häufen wollen, Einheit geworden im Werk?“

„Diese Einheit erlebt dann nur der schöpferische Mensch?“

„Nein Dietz, jeder, welcher stark und schön lebt. Denn im Leben erleben wir ja Gott als die Einheit. Denn Gott ist das Leben. Er ist Engel und Teufel zugleich. Nur die Pfaffen haben den Riß in unser Weltbild gebracht, den neues Heidentum schließen muß.“

Er ergriff Dietz' Hand, hielt sie zärtlich in der seinen und fuhr dann fort: „Sieh, weil du mir Ausdruck jungen, kraftvoll-schönen Lebens bist, deshalb liebe ich dich, wie du Heinz geliebst hast. Du trauerst um ihn. Aber wenn du ihm nachlebst, wenn du bestrebt bist, deinen Körper zu stählen, deine Seele zu weiten, um gut und schön zu sein wie er, wenn du Künstler bist und ihm in der Kunst ein Denkmal setzt, überwindest du da nicht seinen Tod und gibst ihm neues Leben?“

Jetzt strahlten Dietz' Augen und er drückte dankbar die Hand des Freundes. Dann sagte er: „Ich danke dir, Wolf. Was du sagst, ist groß und schön. Nur weil ich glaube, daß unendlich viel mehr Leid als Freude auf der Welt ist, glaubte ich auf Schönheit verzichten zu müssen.“

„Vielleicht hast du recht. Es ist mehr Leid als Glück hier-nieden. Auch ich kenne das Leid. Aber ich glaube, daß gerade aus einer tragischen Erkenntnis des Lebens wir dazu verpflichtet sind, Schönheit in das Leid und in die Not der Armen zu tragen. Das können wir aber nur, wenn wir selbst in Schönheit leben und Schönheit schaffen. Das Leid aus der Welt bannen können wir nicht, aber lindern wollen wir es. Willst du mir dabei helfen, Dietz?“

Da lachte Dietz sein helles, mutiges Lachen, streckte dem Freund die Hand entgegen und sagte: „Ja, Wolf, das will ich.“

Dann brachen sie auf. Winter wandelte sich in lachenden Frühling, je weiter sie bergab schritten. Sie grüßten noch einmal die weißen Bergspitzen, dann gingen sie schweigend, die Schie auf den Schultern tragend, zu Tal. Süßer Duft erster Blüten umgab sie. Sonne schwand rotglühend hinter den Bergen. Aber

vor ihnen brachen große Horizonte auf in strahlendem Lichte jugendlicher Hoffnungen.

Die Mutter.

Wochen waren vergangen. Im Kalender stand der letzte April. Wolf erwachte an strahlendem Morgen, der goldenes Licht über das Land fluten ließ. Jubelnder Vogelsang war dieses neuen Tages brünstiges Gebet; Duft der Blumen und weißen Obstblüten drang süß betäubend durch geöffnete Fenster, lachte und lockte aus all dem prangenden Grün.

Wolf strich sich über die Augen, richtete sich auf und warf sich wieder in die Kissen zurück. Träume der Nacht hielten ihn noch umfangen. Er sah ein Land im Segen des Sommers: goldwogende Feldermeere in schwerer Fruchtbarkeit. Ein gelber Weg läuft in Schlangenlinien zwischen ihnen hindurch. Verblaue Wälder säumen den Horizont und hoch im Blau des Äthers zieht ein Bussard seine ruhigen Kreise. — Der kleine Wolf liegt im Kinderwagen, hat weiße Margeriten, blaue Kornblumen verstreut, schlägt die weichen Händchen aneinander, strampelt mit den Beinen und blinzelt in das schwere Licht. Die Mutter beugt sich über ihn und hebt ihn hoch, ihm scheint bis in den Himmel, bis in das Jubellied einer Lerche, bis in die goldene Junisonne hinein.

Wolf lächelt, als er das Glück des Traumes noch einmal durchlebt. Aber dann kam der andere, der schwere, dunkle Traum: Herbst geht über Land; Sturm greift mit harter Faust in die schweren Kronen der Bäume; Regen und Hagel schlagen spitz und scharf wie Peitschenhiebe an das Glas der Fenster. Jahre sind vergangen. Wolf ist groß und erwachsen. Er führt seine Mutter durch eine lange, finstere Allee. Aber ihn lockt die Gefahr und das dunkle Geheimnis der Wälder. Da verlässt er die Mutter und läuft weglos durch Gestrüpp und Gestein in dunkle Nacht hinein. Er weiß nur noch, wie die Mutter ihm winkt und ruft, zu ihr zu kommen, daß leise und still, aber in unendlicher Trauer ihre Tränen fließen und daß sie allein, gebeugt in Alter und Not, den Weg weiter schreitet. Da läuft er noch einmal zurück zu ihr, streichelt sacht ihre Hand und sagt: „Mutter, ja, ich will bei dir bleiben.“

Wolf Bergen warf die Decke zurück und sprang aus dem Bett. Die kalte Dusche verscheuchte die Gedanken an die Träume der Nacht. Sein junger, schlanker Körper reckte sich morgenfrisch unter dem rinnenden Wasser und seine Arme hob er empor, als grüße er andachtsvoll die Sonne.

Draußen lag der Tau in tausend Diamanten auf dem Gras; der See schimmerte in jungfräulichem Blau durch das junge Grün der Bäume. Von der Straße her verhallte Gesang fortziehender Burschen.

Dietz Haldau stürzte ins Zimmer. „Langschläfer“, rief er, „seit einer Stunde warte ich auf dich. Komm hinaus!“ Und dann eilten sie fort zum Berg, in den herrlichen Wald. In den Herzen tausend Lieder, in den Gliedern strotzende Kraft und in den Händen, als brächen sie Blumen, Sehnsucht harrenden Lebens.

Abends brannten auf den Bergen die Walpurgisfeuer. Grell brachen die Flammen aus dem Dunkel des Waldes. Rote Lichter zuckten über den späten Abendhimmel, der purpur verglühete. Nacht brach ins Land, als legten sich kühle, weiche Tücher auf das Fieber des Frühlings.

Wolf und Dietz gingen durch den Wald. Ein Maulwurf lief über den Weg, ein Kauz klagte aus dem Dickicht, in den Blättern spielte der Wind. Wie weiches Flügelschlagen unsichtbarer Wesen erfüllte geheimnisvolles Rauschen die blütenschwere Luft.

Die Freunde waren lange schweigsam nebeneinander geschritten. Dann wies Dietz auf die in der Ferne verlöschenden Walpurgisfeuer, um die die Masse der Studenten wogte, und sagte: „Die da glauben Begeisterung zu spüren, wenn sie im Bier ersauen, aber aus ihrem Gegröhle bleckt schon der Philister mit schäbiger Glatze.“

Sie setzten sich auf eine Bank zur Rast und Wolf sagte: „Wer ist überhaupt echter Begeisterung fähig? Vielleicht nur der Künstler. Aus dem Erleben der Unendlichkeit, aus dem Gefühl des Alls, erwächst seine Kunst. Im Rausche zerbricht das endliche Ich. Dionysos ist der große Befreier. Solange mein Ich in seiner Vereinzelung dem Leben, der Welt gegenübersteht, bin ich gebunden. Erst im Weltgefühl werde ich frei. Aber das höchste Lebensgefühl birgt schon die Ahnung des Todes. Denn auch der Tod ist nur ein Versinken in die Unendlichkeit. Vielleicht besteht der Gegensatz zwischen Leben und Tod nur für das endliche Leben, im unendlichen sind sie eins.“

Dietz widersprach: „Du bist immer Metaphysiker. „Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder“ — sagt Zarustra. Im Leben kommen wir aus der Gegensätzlichkeit alles Seins nicht hinaus. Sobald du ein Gefühl ausdrückst, formst du es, begrenzt es. Das ursprüngliche Gefühl aber ist unbegrenzt und frei. In der Form liegt immer eine Regel, ein Gesetz, ein Vernunftprinzip im Gegensatz zum Gefühl. So ist jedes Wort, das du sprichst, Ausdruck des Zwiespalts, der Unvollkommenheit alles Lebens. Über die letzte geforderte Einheit vermögen wir nichts mehr zu sagen; vielleicht ist sie das Irrationale, das Nirvana, das Nichts. Über das letzte ist Schweigen nur möglich.“ „Was du sagst, ist richtig“, erwiderte Wolf —, „aber du weißt wenig

von Musik.“ Doch er führte seinen Gedanken nicht zu Ende, stand auf, kühlte seine Hände in taufeuchtem Gras, brach einige Blumen, führte sie über seine Lippen und genoß ihren Duft. —

Als die Freunde aus dem Walde traten, glänzten unten die vielen Lichter der Stadt, die im Tal zu beiden Seiten des Flusses lag. Aus den Booten, die über das Wasser glitten, ertönte froher Gesang. Später umrauschte sie abendliches Leben auf den Straßen. In einem Café weinte eine Geige ein Nokturno von Chopin. Wolf nahm den Arm des Freundes. Der Pulsschlag der ersten Mainacht erfüllte ihn ganz und das Brennen seines Blutes rief nach der Verschwendungen des Lebens rings um ihn. —

Es war weit nach Mitternacht, als Wolf seiner Wohnung zuschritt. Kalt ging der Wind durch metrischenleere Straßen. Ihn fror. Müde erreichte er seine Wohnung. Er öffnete die Zimmertür, machte Licht, warf seinen Rock ab und freute sich auf langen, tiefen Schlaf. Da sah er auf seinem Schreibtisch eine Depesche liegen. Hastig riß er sie auf und las: Mutters Zustand hoffnungslos. Komm sofort. Onkel Gustav.

Wolf hatte von der Erkrankung seiner Mutter gehört, dann war die Nachricht gekommen, es ginge ihr besser, das hatte seine Sorgen verscheucht. Nun schlug unerbittliche Wirklichkeit ihm ins Gesicht. Die Depesche entglitt seinen Händen. Leer sahen seine Augen in glasiges Morgengrauen, starnten in ungewisse Fernen.

Dann reißt er seinen Koffer hervor, wirft einige Sachen hinein, stürzt zur Bahn. Hier muß er noch eine Stunde bis zur Ankunft des Zuges warten. Eine Gruppe Studenten, welche die Nacht durchzehrt haben, wälzen sich im Wartesaal auf den Bänken umher, gröhlen zotige Lieder. Wolf tritt hinaus auf die Straße. Zwei Kerle raufen sich um eine Dirne, zerren sie hin und her, bis ein Schutzmann in der Ferne erscheint. Da schimpft der eine und zieht los.

Endlich kommt der Zug. — Das Abteil ist noch dunkel. Ruhig schlafen die Menschen in den Morgen hinein. Einige gähnen laut, wachen auf und ziehen die Vorhänge von den Fenstern zurück.

Wolfs Wille ist gespannt bis zum Zerspringen. Nur ein Wunsch brennt in ihm, die Mutter noch lebend zu finden. Der Wille konnte viel. Warum konnte sein Wille aus der immer kürzeren Entfernung von ihr sie nicht noch eine Stunde am Leben erhalten. Was fromme Menschen durch Gebet zu erreichen glaubten, war doch nur das Unbeugsame ihres eigenen Willens in Gott gelegt.

Der Zug hält. Wolf eilt zum Krankenhaus. Er läutet. Ihm wird geöffnet. Er fragt nach der Zimmernummer der

Mutter. Er eilt hinauf, öffnet die Tür. Was hier liegt, ist nicht mehr seine Mutter. Es ist etwas Fremdes, Grauenvolles, das Wolf noch nicht kennt. Dieses Fremde kann nur der Tod sein: eine Brust hebt und senkt sich in rascher Folge und stößt aus dem weitgeöffneten Munde mit den trockenen, blutleeren Lippen ein gleichmäßiges Röcheln hervor. In dem wachsgelben Gesicht sind die Nasenflügel weit gespreizt, die Linie von Nase zu Mund verzerrt, die Augenlider fast geschlossen. Wirres Haar fällt über die Stirn.

Wolf kniet am Bett, ergreift die Hand der Mutter und stammelt ein paar Worte. Die Schwestern kommen ins Zimmer. Wolf spricht mit ihnen, fragt nach dem Verlauf der Krankheit. In die Agonie der Mutter dringt Wolfs Stimme. Sie bewegt leicht den Kopf, möchte die Augenlider ein wenig heben, der Mund schließt sich etwas... Doch ist sie zu schwach, irgend ein Wort zu sagen. Der Wille aber ihres zum letztenmal aufhorchenden Bewußtseins muß ihr unendlich mühevoll sein. Da weiß Wolf, daß er der Mutter das Sterben nicht schwer machen darf. Er verläßt mit den Schwestern für kurze Zeit das Zimmer. Als er zurückkommt, währt das Röcheln noch eine Stunde. Dann ist es still. Die Schwestern kommen ins Zimmer, eine öffnet das Fenster, andere knien um das Bett der Toten in stillem Gebet. Sonne füllt das Zimmer. Lichtstreifen gleiten über das Bett und legen stilles Leuchten über das Antlitz.

Wieder steigt Drosselsang und Finkenschlag jauchzend zum Himmel und durch das geöffnete Fenster geht ganz süßer Duft der Apfelblüte. Berausches Leben steht groß und schön im Zimmer des Todes. —

Resignation.

Nun lag der Sommer wieder heiß und schwer auf dem Land. Die Linde hatte schon die Süße ihrer Blüten verhaucht. Die Felder harrten des Schnitters und neigten das Gold ihrer Ähren. Und doch war der Sommer gefüllt mit intensivem, reichem Leben. Vergessen suchte Wolf auf weiten Wanderungen, bei abendlich stillen Kahnfahrten und im Bad in den schönen Tälern des Flusses.

Sonst aber ging sein Leben fort wie früher. Nur ein wenig zaghafte noch, mehr noch zersetzt von Erkenntnis und von Zweifeln umstellt. Seit dem Tode der Mutter hatte auch er die unmittelbare Wirklichkeit des Sterbens und des Leides erfahren, nur daß er nicht die Kraft hatte, aus dieser Erfahrung wieder zur Bejahung des Lebens zurückzukehren. Was er einst seinem Freunde Dietz auf ihrer Schitour im Gebirge gesagt hatte, schien ihm richtig gedacht, aber praktisch nicht durchführbar. Dietz wiederum hatte sich mit der Zeit ganz von seinem Pessimismus befreit und war in seiner kraftvollen Jugend ein Mensch der Tat

Griechenerotik.

Von F. Bergmann

Griechenerotik, Griechenmoral
 Glutvoller Wein in geschliff'nem Pokal,
 Griechenerotik und Griechenmoral
 Schäumender Trank bei erlesenem Mahl,
 Rauschende Weise und taumelnder Tanz,
 Heiteren Frühlings fröhlicher Kranz,
 Jubelnden Sanges flüssiges Gold,
 Sieghafte Schönheit, lieblich und hold.
 Griechenerotik und Griechenmoral
 Öffnen die Pforten zum Göttersaal,
 Leihen Dir Flügel und tragen empor,
 Beglücken Seele, Auge und Ohr,
 Schenken Dir schöheitsvergeistigten Sinn,
 Führen zu sonniger Höhe Dich hin,
 Lassen Dich atmen Himmel Luft,
 Südlicher Blumen berauschen den Duft,
 Schenken Dir Seligkeit, taumelnde Lust,
 Weiten und füllen Dir siegreich die Brust.
 Selige Träume werden Dir wahr.
 Komme und bete am Schönheitsaltar!

Abendfrieden.

Von van Dreelen

Du hast so sanfte Hände,
 Die mir so wohl, so wehe tun. —
 Komm! Laß' sie eine Weile
 Auf meinem wirren Haupte ruhn. —

Der Tag ist am Vergehen . . .
 Süß-schmerzlich weht sein letzter Hauch . . .
 Die Blumen leise zittern
 Und unser beider Seelen auch. —

Sag mir kein Wort der Liebe —!
 Mein Herz will seinen Frieden nun. —
 Laß deine lieben Hände
 Auf meinem Haupte segnend ruh'n.

Bücher und Menschen

HIRSCHFELD und BECK:

Die Gesetze der Liebe.

Verlag der Neuen Gesellschaft,
 Berlin-Hessenwinkel.

„Die Gesetze der Liebe“ aufzuzeigen, ist der Wunsch der Autoren eines gleichnamigen Films — Magnus Hirschfeld und H. Beck. Der „Verlag der Neuen Gesellschaft“ glaubt etwas für die Information des Publikums zu tun mit der Herausgabe einer Broschüre, die in Text und Bild Auszüge aus dem Film bringt, und ergänzend eine Aufklärung über das tausendfach abgehandelte Problem der Inversion unternimmt, die nicht sehr glücklich genannt werden kann.

Daß in einem Werk, das von der Zwischenstufentheorie ausgeht, mit unwissenschaftlichen Redewendungen, wie der vom „dritten Geschlecht“, gearbeitet wird, muß überraschen und befremden. Werden aber die Forderungen der christlichen Ethik als Ideale erklärt, denen sich, zum offensuren Bedauern der Verfasser, die Homosexuellen „nicht gewachsen zeigen“, so fordert das zu scharfem Widerspruch heraus. Die Straffreiheit der mann-männlichen Liebe zu fordern mit einer entschuldigenden Geste, weil der Invertierte dem christlichen Keuschheitsideal nicht entsprechen könne, ist grotesk und entspringt einer primitiven Stellungnahme zur Homosexualität. Da eine solche bei den Verfassern nicht vorausgesetzt werden kann, bleibt nur die begründete Vermutung, daß ein Appell an simpelste und spießberlichste Instinkte versucht wurde. Der sei mit aller Deutlichkeit abgelehnt, ebenso wie das Unternehmen, im Zusammenhang mit dem homosexuellen Pro-

blem eine „Schuldfrage“ zu konstruieren. Sind sich die Verfasser bewußt, daß sie das tun, wenn sie mit immer erneutem Bedauern feststellen, wie sehr der Inverse kämpfe gegen seine Veranlagung, an der er „schuldlos“ sei!? Dieselbe absonderliche Neigung, den Homosexuellen als eine Art seelischer Mißgeburt zu schildern, bekundet auch die Behauptung, für den Andersveranlagten bedeute der Verzicht auf „eheliches Glück“ (!) eine „große Entsaugung“. Warum nicht gar! Als ob der harmonische Verkehr mit einem gleichgesinnten Freund nicht mindestens so beglückend sein kann, wie die durch Standesamt und Geistlichen sanktionierte Dauerverbindung mit einem nicht immer nach dem Gesichtspunkt reiner Liebe gewählten Weibe! Überhaupt höre doch endlich einmal die wehleidige Betrachtungsweise auf, die auf „Trost und Erleichterung“ für den Homosexuellen sinnt, während vernünftige Denkweise gleichgeschlechtliche Veranlagung nicht zum Gegenstand weltschmerzlicher Meditationen machen kann.

Man gehe weniger bei der Masse hausieren und appelliere mehr an die Würde, das Selbstbewußtsein und den Kampfgeist derer, die es in erster Linie angeht. Man erhebe zur ersten und wichtigsten Forderung: „nicht sich verleugnen!“, und wendet man sich an das liebe Volk, tue man es mit Sachlichkeit, und nicht mit schwammiger und unangebrachter Sentimentalität.

Für das Bildmaterial der Broschüre ist kennzeichnend die letzte Illustration, die einen — ach so talentvollen! — jungen Mann „am Ende der Kraft“ zeigt. — Honny soit, qui mal y pense!

Heinz Perkuhn.

FRITZ LINDE:
Ich, der König!

Der Untergang Ludwig II.
Georg Kimmers Verlag, Leipzig.

Wem von uns hätte nicht schon die legendär verklärte Gestalt des unglücklichen Bayernkönigs ans Herz gegriffen, der als 19jähriger blühend schöner Jüngling, als ein Liebling seines Volkes und als begeisterter Jünger Richard Wagners den Thron bestieg, dessen Leben wie ein kurzer Märchentraum von Kunst, Pracht und Begeisterung verlief und schließlich in entsetzlicher Tragik in den Fluten des Starnberger Sees endete? Ist uns dies Leben nicht besonders nahe, weil es das Leben eines Art- und Leidensgenossen ist, weil Viele von uns in seinem Wesen manchen verwandten Zug entdecken? So wird mancher unserer Leser gern zu dem oben genannten Buche von Fritz Linde greifen.

„Der Untergang Ludwigs des Zweiten“ nennt sich das Buch, obwohl es eine volle Biographie des Königs darstellt. Mit Recht: denn das ganze Leben dieses Unglücklichen ist ein ununterbrochener Untergang. Von Stufe zu Stufe geht es tiefer und tiefer dem Abgrund entgegen. Und wir erleben diesen langsamem Untergang bei der Lektüre des Buches mit. Wir sehen den glänzenden strahlenden Aufgang, aber schon hier die Grundelemente, die zum Untergang des bezaubernd schönen königlichen Jünglings führen müssen: die mannweibliche Mischung seines Wesens, die Scheu vor Entschluß und klarem Wirklichkeitssinn, die ungesunde übertriebene und schwülstige Schwärmerei, die sich zunächst dem Helden seines Lebens ganz zuwendet: Richard Wagner. Es treffen sich hier zwei verwandte Naturen: Unklarheit, Romantik, verschwommene Mystik in beiden — das war es, was Wagners Kunst zum Unglück für das deutsche Volk, seine Weltanschauung und seine Politik werden ließ! — gepaart jedoch bei dem kampf- und artgestalteten Wagner mit einem

äußerst berechneten Geschäftssinn, der die günstige Lage der königlichen Gunst für sein Werk bis zum äußersten auszubeuten versteht, bei Ludwig, dem verwöhnten reichen „Prinzen“, mit einer schon damals mit vollen Händen spendenden Verschwendungsseucht. Dabei ist jedoch der Charakter des Königs schwankend, unsicher, unzuverlässig, hin und her taumelnd zwischen Mann und Weib, zwischen Herrschsucht und Hingabe. Im jungen Ludwig herrscht die Hingabe, im reifen Manne die Herrschsucht vor, aber die Alleinherrschaft in seinem Charakter erlangt keine von beiden.

Geradezu verhängnisvoll ist die Stellung zu der nüchternen Welt der Politik, die dieser königliche Träumer zeitlebens einnimmt. Staatsgeschäfte sind ihm „Staatsfadaisen“, für die er weder Zeit noch Lust aufbringt. In den beiden schweren kriegerischen Verwicklungen seines Volkes, die in seine Regierung fallen, 1866 und 1870, ergreift der König die Flucht und genießt irgendwo fern von seinem blutenden und leidenden Volke das verträumte „Glück im Winkel“. Bei dem Bismarckschen Einigungswerk ist er das Haupthindernis, das mit allen möglichen Ränken, Tücken und Zugeständnissen erobert werden muß, und den Hohenzollern, seinen nahen Blutsverwandten, verzweigt er die errungene Kaiserwürde.

Die zweite und immer krankhaftere Züge gewinnende Periode seines eigentlichen Lebens ist seinen gewaltigen prunkvollen Bauten gewidmet. Es entstehen die Märchenbauten Linderhof, Neuschwanstein und Herrenchiemsee. Sein persönliches Leben zieht sich immer mehr in Nacht und Einsamkeit zurück. Er ist nicht mehr zu bewegen, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen oder seine Herrscherpflichten irgendwie zu erfüllen. Von einer Schar hündisch ergebener Lakaien umgeben, lebt er in einer Märchenwelt, die keine Verbindung mehr mit der Wirklichkeit hat. Der „Sonnenkönig“ Ludwig XIV.

wird das Ideal dieser letzten Jahre. Er lebt in Nacht und Mondschein, die Tage verbringt er hindämmernd in künstlichem Dunkel. Seine Verschwendungsseucht wächst ins Un gemessene, seine Neigungen werden immer exzentrischer, seine byzantinischen Herrscherlaunen immer unberechenbarer und grausamer.

Und dann kommt das furchtbare Ende, das kommen muß, denn Ludwig ist nun gemeingefährlicher Geisteskranker: die Entmündigung, die Festnahme, der Transport nach Berg, der schreckliche, bis heute noch nicht ganz geklärte Tod im Starnberger See.

Die beiden tiefsten Wurzeln für Ludwigs Untergang liegen wohl einerseits in seinem Königtum, andererseits in seiner immer wieder unterdrückten und verdrängten Homosexualität. Dieser Mensch als Privatmann, gezwungen, den Kampf ums Dasein mit der harten Wirklichkeit zu führen, nicht von früherer Jugend an reicher und gefeierter Fürst, wäre vielleicht vom Leben hart und gesund geschmiedet worden. So mußte er sich immer mehr übersteigern und schließlich zu Grunde gehen.

In sexueller Beziehung ist er naturgemäß auf Grund seiner katholischen Erziehung und Weltanschauung Verdränger. Sein späteres Leben ist der typische Wechsel von Fall und Reue des „Frommen“. Zwei Sätze aus seinem späteren Leben zeigen die Lage blitzlichtartig: „Nur psychische Liebe allein ist gestattet, die sinnliche dagegen verflucht“, und „Es ist nicht gestattet, sich mehr als auf eineinhalb Schritte zu nähern...“ Derartige Grundsätze müssen zum Sonderling, zur Menschenscheu, zum Wahnsinn führen.

Es konnte hier nur ein ganz flüchtiger Überblick über den reichen Inhalt des Buches von Linde gegeben werden, untermischt von eigener Auffassung des Schreibers

dieser Zeilen. Wer von dem glänzenden Meisterwerk Emil Ludwigs über Wilhelm II. herkommt, wird bei diesem Buche allerdings enttäuscht sein. Die Sprache ist, weit entfernt, an die Schönheit des Stils Ludwigs heranzureichen, oft dunkel und schwerfällig, so daß das Verständnis oft beeinträchtigt wird. Viele Tatsachen werden nur so andeutungsweise erwähnt, daß der Nichtkenner nichts damit anzufangen weiß. Kurz, aus dem Gegenstande hätte ein Anderer ein viel bedeutenderes und erfreulicheres Werk schaffen können. Trotzdem ist es der Gegenstand wert, dies Buch in die Hand zu nehmen und selbst zu lesen. Ein erschütterndes Menschenleben voll guten Willens, voll Dilettantismus und voll Irrungen und Wirrungen ersteht vor uns, zugleich ein Stück deutscher Geschichte, das uns die Bismarcksche Reichsgründung von der Kehrseite zeigt und uns mit Tatsachen und Vorgängen bekannt macht, von denen unsere all-preußische Schulgeschichtsschreibung auch in Süddeutschland heute nichts mehr weiß oder wissen will. Alles in allem ein sehr lesenswertes Buch, besonders für die Leser dieser Zeitschrift, wenn auch kein erstklassiges Meisterwerk!

Erich Kampff.

Dr. FRIEDRICH LUTHER:
Der Okkultismus.
Verlag Hachmeister & Thal,
Leipzig.

Okkultismus heißt die Parole des Tages, mit Okkultismus feinerer und größerer Art beschäftigt sich Gebildet und Ungebildet, Alt und Jung, Hoch und Niedrig. Mit den Phänomenen und Problemen des Okkultismus sich auseinanderzusetzen und Stellung dazu zu nehmen, ist heute wichtige Aufgabe für jeden, der in wissenschaftlichen und Weltanschauungsfragen mitreden will. Besonders in unseren Kreisen feiert der Okkultis-

Dr. ROTHE:
Schönheitspflege des Mannes
Max Hesses Verlag, Berlin

Wir begrüßen dieses Büchlein als ein Zeichen, daß die Allgemeinheit auch die Pflege der Männer-schönheit für notwendig erachtet. Nicht nur das „schöne“ Geschlecht muß Gesicht und Körper pflegen, auch der „rauhe“ Mann wendet sich vom Jägerhemd ab und will „schön“ sein.

Das Buch ist unterhaltend und belehrend, nur empfehlen wir dem Verfasser für die gewiß notwendig werdende Neuauflage einige Korrekturen.

Er plaudert von Mundpflege — ein wichtiges Kapitel — und da heißt es unter anderen Mitteln, „morgens auf nüchternem Magen einen Apfel essen, die darin enthaltenen Stoffe beseitigen den Mundgeruch und kräftigen das Zahnfleisch.“ S. 154. Aber, Herr Doktor! Doch nicht, bevor die Zähne gebürstet sind, der Mund mit Wasserstoffsuperoxyd oder Odol gespült ist! Die Fäulnisstoffe, die in solch' üblem Mund in reichem Maße vorhanden sind, sollen doch nicht geschluckt werden! So primitiv wollen wir doch nicht sein, vielleicht mal wieder im Schützengraben bei Wassermangel.

Ferner nennt der Verfasser, als Folge der Neurasthenie: (S. 98) Schlaflosigkeit, Angst, Erröten, „Nikotinismus, Onanie, Homosexualität (!) und noch viele andere Erscheinungen.

Nein, Herr Doktor! Die sogenannte Homosexualität ist nicht, wie Sie merkwürdigerweise annehmen, eine Folgekrankheit der Neurasthenie. Gewiß sind viele gleichgeschlechtlich Empfindende sehr nervös oder neurasthenisch, aber meist ist es eine Folge der Verdrängung, weil es diesen Menschen trotz aller Aufklärung noch immer nicht leicht möglich gemacht wird, ihrer naturgewollten Veranlagung nach zu leben. Auch ist Herr Dr. Rothe für Hypnose, Suggestion, Psychoanalyse usw. in Fällen,

welche oben genannt sind. Will der Herr Verfasser im Ernst Homosexualität durch Couéismus heilen?
H. N.

1.

Dr. RICHARD RUDOLF:
**Der Fluch unserer
Geschlechtsmoral.**

Verlag Gesundes Leben, Rudolstadt.

2.

Dr. MICHAEL MÜLLER-CLAUDIUS:
Deutsche Rassenangst.

Verlag C. A. Schwetschke & Sohn,
Berlin.

Diese beiden Werke gehören durch Gegensätzlichkeit ergänzend zusammen. Wir wenden uns zunächst dem erstgenannten Buche von Dr. Richard Rudolf zu. Niemand, der es mit unserem Volke und mit der abendländischen Menschheit gut meint, wird daran zweifeln, daß unsere gegenwärtigen Ehe- und Geschlechtsverhältnisse unhalbar sind und zum absolut sicheren Untergang führen müssen. Das hier angezeigte Buch faßt das Problem an der Wurzel an. Es zeigt die Verderbnis aller Geschlechtsmoral durch die feig-christliche Moral mit ihrer monogamen Ehe und mit ihrer Sittenheuchelei. Es macht positive Vorschläge zur Besserung unserer geschlechtlichen Verhältnisse auf der Grundlage der einmal gegebenen polygamen Veranlagung des Mannes. Was das Buch in dieser rein geschlechtlichen Frage in seinem ersten Teile bringt, ist vorbildlich, wenn man auch nach den positiven Seite in manchen Einzelheiten anderer Ansicht sein kann, als der Verfasser. So würden wir beispielsweise mehr eintreten für eine auf einem Treueverhältnis beruhende wirkliche polygame Ehe, als für Statthaftigkeit eines legitimen außerehelichen Geschlechtsverkehrs, wie es der Verfasser vorschlägt. Jedenfalls werden hier mit unerhörtem Mut und großer ehrlicher Offenheit Wahr-

heiten ausgesprochen und erörtert, die unsere gesamte Öffentlichkeit kennt, die aber kein Mensch auszusprechen wagt. In diesem Sinne ist das Buch vorbildlich. Besonders erwähnenswert ist noch die feine Psychologie des Weibes, die sich weithin auf ein Buch von Maria Groener, „Hominibus bonae voluntatis“ (im gleichen Verlag) stützt.

Ganz bedenklich wird aber das Buch, wo es sich (im 2. Teile) dem eigentlichen Ziele und Zwecke des Verfassers zuwendet: Dem völkischen (oder wie der Verfasser sagt: „völklichen“) Gedanken. Hier tritt uns die ganze Rassen- und Staatsutopie unserer Völkischen in erschreckender Weise entgegen: das Märchen von der „blondhaarigen, blauäugigen nordischen Edelrasse“ und von den bösen Juden, die alles vermasseln und in Schweinerei verwandeln, was in ihre Hände fällt. Die merkwürdigen Zuchttideen des Verfassers, die sich auf das „gute Blut“ beziehen, klingen zwar sehr schön, sind aber praktisch nicht nur undurchführbar, sondern in ihrer eigenartigen wirklichkeitsfremden Ideologie geradezu verhängnisvoll für kritiklose Köpfe. Allein die Art, wie sich der Verfasser auf S. 49/50 mit der sozialen Schwierigkeit reichlicher Kindererzeugung in wenigen Zeilen auseinandersetzt, zeigt seinen gänzlichen Mangel an wirklicher Führung mit den praktischen harten Tatsachen der politischen und sozialen Möglichkeiten und — seine neurotische Rassenangst. Immerhin enthält auch dieser zweite Teil kritisch gelesen, manche recht wertvolle Einzelheiten.

Was uns aber gegen den zerstörenden entmutigenden Geist der hier als Antisemitismus und als Angst vor dem „deutschen Gesindel“ der „Unterschichten“ gepredigten Rassenangst widerstandsfähig machen kann, das sind die Gedanken des zweiten hier angezeigten Buches „Deutsche Rassenangst“ von Dr. Michael Müller-Claudius. Hier wird in gehobener, vielleicht manch-

mal etwas gekünstelter und überchwänglicher, aber immer fortreißender Sprache gezeigt, welche Gefahr der Antisemitismus für das deutsche Volk bedeutet. Es wird gezeigt, daß der Jude für dieses Denken nicht mehr Mensch unter Menschen, sondern Symboltypenbild geworden ist, dem alles Schlechte in Staat und Volk als Schuld angerechnet wird, die dadurch zur Entlastung des eigenen Volkes wird, andererseits aber gefürchtet wird und damit eine neue Belastung bedeutet. Das Buch zeigt nach einem systematisch grundlegenden Teil über das Symboldenken, die geschichtliche Entstehung des Antisemitismus in Deutschland. Der Verfasser zeigt uns die starke ruhige Sicherheit, mit der der Franke des Karolingerreiches dem Juden gegenüberstand, ihn willkommen hieß und als vollwertigen Staatsbürger schätzte und wertete. An dieser Volksstimmung konnte selbst der von jeher bestehende kirchliche Antisemitismus nichts ändern. Erst in der Zeit der Kreuzzüge dringt dieser durch und zwar als rein religiöser Antisemitismus: das Volk der Christusmörder wird verfolgt. Der getaufte Jude jedoch wird unbeschadet seiner Rasse sofort wieder vollgültiger gern gesehener Staatsbürger. Erst in der neueren Zeit verschiebt sich mit dem Zurücktreten der religiösen hinter der politischen und nationalen Sphäre das Symbolbild der Christusmörder zu dem der artfremden deutschfeindlichen Rasse. Und nun zeigt der Verfasser jugendpsychologisch das besondere Leiderlebnis des heutigen jungen Juden von Kindheit an: wie er zunächst infolge von Vorurteilen, dann infolge tatsächlicher Entwicklungsunterschiede durch seine frühere Pubertät immer der Abgesonderte, Ausgestoßene, Gehäbte und Verachtete unter seinen nicht-jüdischen Schulkameraden ist; wie dieses Jugendleid seinen Charakter umprägt und wie dieser Charakter ihm dann wiederum von denen zum Vorwurf gemacht wird, die ihm jenes Leid selbst zufügten.

Ein erschütterndes Stück Tragik eröffnet sich hier unseren Blicken. — In einem letzten Kapitel zeigt dann der Verfasser die deutsche Gefahr, die in diesem Beherrschsein von dem Symboltypenbild des Juden liegt und ruft das deutsche Volk auf, sich von diesem neurotischen Alpdruck im Bewußtsein seines Wertes und seiner Kraft zu befreien. Wenn das deutsche Volk sich von dem 1% Juden in seiner Mitte geistig, wirtschaftlich, politisch knechten ließ und läßt, so ist nicht die jüdische, sondern die deutsche Rasse zum Untergang reif. Doch der Verfasser ist der Überzeugung, daß es so schlimm mit dem deutschen Volke nicht steht und ruft es zu ehrlichem, selbstbewußtem Rassetrotz auf, wie ihn der selbstsichere, freie und mutige Franke noch besaß und wie wir ihn angesichts der Gefahr durch Selbstbesinnung wieder gewinnen können. Diesem Buche, das aus heißer Liebe zu deutschem Volkstum und deutscher Art heraus geschrieben ist, wünschen wir weiteste Verbreitung zum Heile des deutschen Volkes und der deutschen Politik.

Erich Kampff.

Prof. Dr. F. ZSCHOKKE.
Nordland.

Verlag Helbing & Lichtenhahn,
Basel und Leipzig.

Mitternachtssonnen' auf den Bergen lag,
Blutrot anzuschauen,
Nicht war es Nacht, und nicht war es Tag,
Rings nur Dämmerungsgrauen.
(Tegner: Fridtjofsage.)

Bald nachdem Deutschland nach dem furchtbaren Druck des Krieges und der Geldentwertung etwas aufatmen konnte, erwachte im Deutschen auch wieder die Liebe zur Natur und zum Wandern. Das leuchtend schöne und doch so starre und unerbittliche Nordland mußte da für ganze, aufrechte Menschen ein besonderes Wunsch-

land sein. Eindrücke und Erfahrungen eines Menschen und Forstlers von einer Fahrt nach Norwegen und Spitzbergen schildert in dem kürzlich erschienenen Buche „Nordland“ der Schweizer Professor Dr. F. Zschokke. Das Buch, das Fridtjof Nansen in treuer Freundschaft gewidmet ist, führt uns mit dem deutschen Afrikadampfer „Usambara“ im Sommer 1924 nach dem zehn Jahre lang schlafenden, von Touristen unbekührten Wunderland. „Eine schöne Reiseschilderung“ nennt in dem Vorwort Fridtjof Nansen das Buch; aber es ist mehr.

Gewiß werden die Schönheiten des Landes, des nordischen Meeres und auch das oft ergötzliche Leben an Bord geschildert, aber vielleicht konnte nur ein Bewohner des dem Norden verwandten Alpenlandes die Erhabenheiten und die Seele des Nordlandes so in sich aufnehmen und uns wiedergeben, wie der Verfasser. Sensationen liebende Leser allerdings werden das Buch bald fortlegen, doch, in wessem Geiste noch die Götter unserer Vorfahren leben, reist mit nach Nebelheim; wer von dem bis vor kurzem rechtlosen „Niemandsländ“ erfahren will, begleitet ihn. Naturfreunde und Wissenschaftler finden neben Naturbeschreibungen Betrachtungen über Tier- und Pflanzenwelt, Klima und geologische Verhältnisse. Nordlandfahrer erleben ihre Erinnerungen an Hand dieses Buches noch einmal. Möge das Buch viele Freunde finden; der Verfasser hält, was er im Abschnitt „Ausfahrt“ verspricht: „Das ewig junge Märchen vom Nordland, in dem die Sonne nicht sinkt, und wo auf blinkendem Eis seltsame Vögel wohnen, soll neu erstehen. Die Phantasie mag ihre Zauberfäden spinnen. Aus all dem mag die Erinnerung an die Erschließung des Poles treten und alles soll die Liebe zur Natur und zu ihrer Erkenntnis überragen.“ K. St.

Bestellen Sie sofort im voraus folgende

SCHRIFTEN DES EIGENEN

An Tommaso Cavalieri

von
Michelangelo

Die berühmten Freundschaftssonette des großen Meisters, mit denen er dem unsterblichen Eros heilige Tempel ewiger Schönheit schuf.

geb. 3 Mark

Fünftes bis achtes Tausend

Im Schutze des Eros

Ein Lehrer- und Schüler-Roman
von
Fritz Mossdorff

Ein Schatz für jeden ernsten Psychologen und Jugendforscher, für den die segenspendende Kraft des Eros der Urquell alles geistigen Lebens ist

geb. 5 Mark

Erscheint März 1928

Die Spieluhr

Ein Novellenkranz
von
Eugen Ernst

Der Deutsch-Balte Eugen Ernst ist den Lesern des EIGENEN als feinsinniger Erzähler hinlänglich bekannt. Seine Novellen sind seltene Perlen der homo-erotischen Poesie

geb. 4 Mark

Erscheint April 1928

Gott im Feuer

Dichtungen
von
Franz Lechleitner

Wer den herrlichen „Ver Sacrum“ des einsamen Fischers auf der St. Petersinsel kennt, weiß, daß der Verfasser zu den wenigen Gottbegnadeten gehört, die als Poeten und Menschheitsführer im Tempelfrieden des Eros wandeln

geb. 5 Mark

Erscheint Mai 1928

Für Mitglieder der G. D. E. 25% Preisermäßigung

ADOLF BRAND / VERLAG / DER EIGENE

Berlin-Wilhelmshagen, Bismarckstraße 7

INHALTS-VERZEICHNIS

1. Gefährliche Polizeilisten / Von Adolf Brand
2. Knaben im Herbst / Von Max Barth
3. Joseph / Von William Quindt
4. Melancholie / Von A. Jaski-Sybal
5. Wolf Bergen / Von Kyrill
6. Griechenerotik / Von F. Bergmann
7. Abendfrieden / Von van Dreelen
8. Bücher und Menschen
 - a) Hirschfeld und Beck: Die Gesetze der Liebe
 - b) Fritz Linde: Ich, der König!
 - c) Dr. Luther: Der Okkultismus
 - d) Dr. Alb. Moll: Polizei und Sitte
 - e) Dr. Rothe: Schönheitspflege des Mannes
 - f) Dr. R. Rudolf: Der Fluch unserer Geschlechtsmoral
 - g) Dr. Müller-Claudius: Deutsche Rassenangst
 - h) Prof. Dr. Zschokke: Nordland
9. Bildschmuck von Adolf Brand und Bruno Kroll

DER EIGENE

ist wieder im ganzen Berliner Eisenbahn-Buchhandel,
in sämtlichen Buchhandlungen, bei allen Straßen-
Kiosken und Zeitungshändlern zu haben

Man verlange den EIGENEN überall!

Heft 1 Mark

12 Mark der ganze Jahrgang **12 Mark**

13,80 M - als Brief verschlossen - für Berlin	jährlich M 13,80
15,60 M - als Brief verschlossen - für auswärts	jährlich M 15,60
24,00 M - als Brief verschlossen - für das Ausland	jährlich M 24,00

Auswärtige Leser beziehen die Zeitschrift
bei Vorausbezahlung am besten direkt von

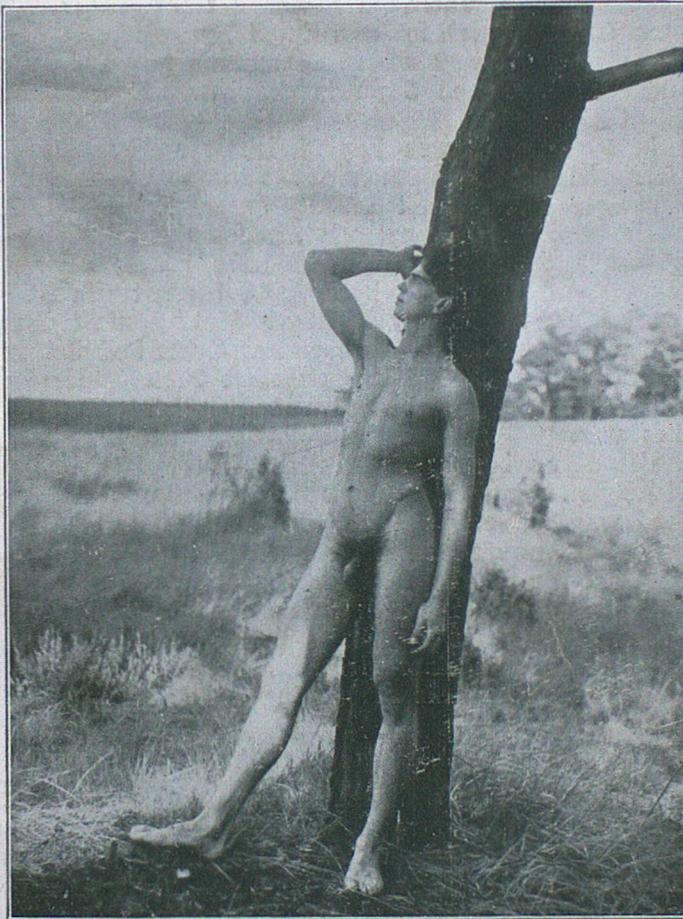
ADOLF BRAND / VERLAG / DER EIGENE

Berlin-Wilhelmshagen, Bismarckstraße 7

Klosterneuburg - Kierling
Gutachter, Geister, Heilungen

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR



NR. 8

XI. JAHRGANG

NR. 8

HERAUSgeber ADOLF BRAND
BERLIN-WILHELMSHAGEN / BISMARCKSTRASSE 7

DER EIGENE

im Urteil der Zeitgenossen

21.

Wahre Freundesliebe, wie sie DER EIGENE vertritt, ist für den Fortbestand unseres schwer krank darunterliegenden Vaterlandes viel nutzbringender, als wenn unsere Jugend in ihren Entwicklungsjahren schon in die Arme des verseuchten Dirnentums fällt und dann krank an Leib und Seele in die „zwanziger Jahre“ eintritt.

In meiner frühesten Jugend, ich war damals noch Oberertianer, hatte ich einen Freund, der mir an Bildung und Alter weit überlegen war. Er wurde mir Führer und verstand es, mir vor allem Charakter und Willenskraft beizubringen. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich während meines Aufenthaltes in Südamerika als lebenslustiger junger Mensch nicht dem dortigen verseuchten Luderleben zum Opfer fiel. Seinen Rat befolgend, erkürzte ich mir einen Freund, der für mich, obwohl er von einer anderen Rasse stammte, alles war.

Dann kam ich ins Feld. Auch dort traf ich einen Gleichgesinnten, und das geschmiedete Freundschaftsband war stärker als Stahl und Eisen.

Nach dem verloren gegangenen Krieg mußte ich mich, da die Handelsflotte uns abgenommen wurde, nach einem neuen Beruf umsehen. Ich wurde das, was ich noch heute bin. Berufs- und Standesinteressen zwangen mich zu einer Heirat. Aber trotzdem denke ich noch immer an die schöne Jugendzeit zurück.

Ein Kriminalist

22.

„Ihre Zeitschriften haben mich sehr erfreut. Auf William Quindt wurde ich nicht nur durch Ihre Notiz aufmerksam. Quindts Beitrag im EROS Heft 2 „Der Jettatore“ empfand ich als köstliches Labsal. Seine Sprache ist farbig und sinnlich elementar. Quindts short story im EROS und auch seine Dichterbilder im EIGENEN machen jene Nummern zu echten Perlen innerhalb der homoerotischen Litteratur, in der ich nur immer viel, sehr viel Pomade fand und mich noch mehr Unoriginelles langweilte.“

Fritz Barkas

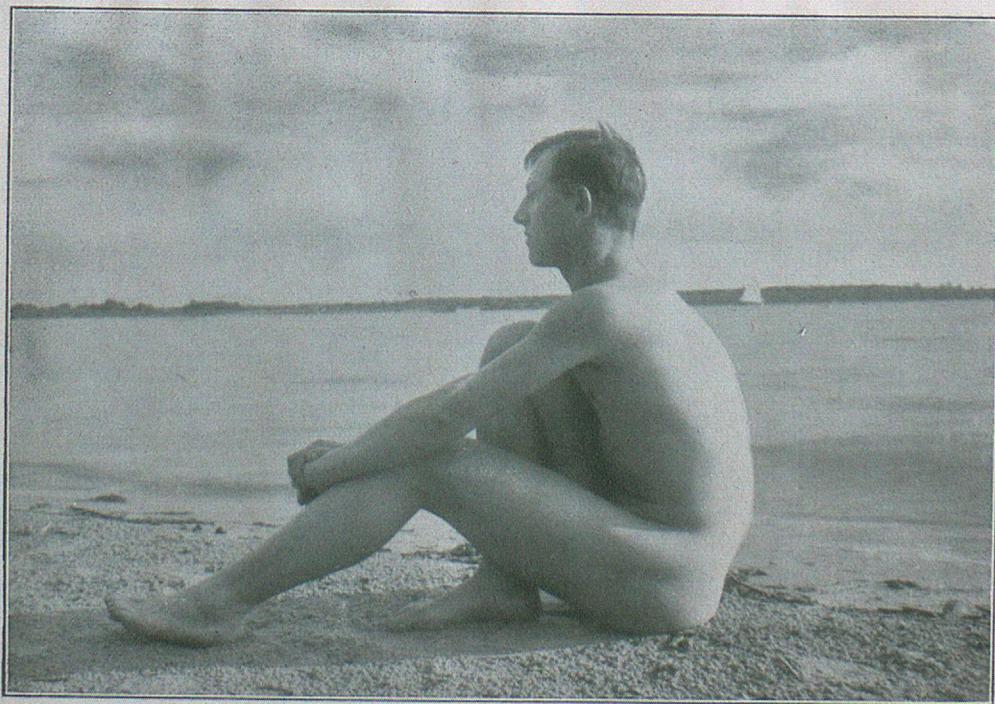


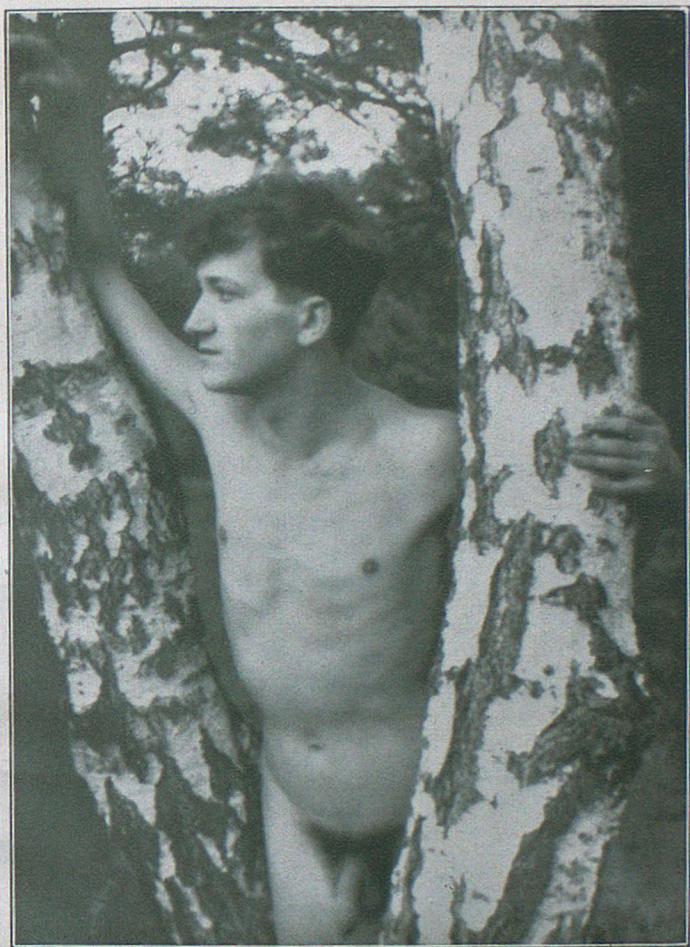
ADOLF BRAND / KOPFSTUDIE
DER EIGENE / XI. / Nr. 8 / BLATT 29



ADOLF BRAND / AKTSTUDIE
DER EIGENE / XI. / Nr. 8 / BLATT 30

ADOLF BRAND
AKTSTUDIE
DER EIGENE
XI. / Nr. 8
BLATT 31





ADOLF BRAND / AKTSTUDIE
DER EIGENE / XI. / Nr. 8 / BLATT 32

Internationaler Sport-Pöbel

Sadismus und Weltkrieg.

Von Dr. Kuntz-Robinson

Die ganze deutsche und amerikanische Presse stinkt nach tierischer Brunst und bestialischer Rohheit, wenn man die hirnlosen Berichte der journalistischen Sensations- und Geschäftemacher liest über die ekelhaften Boxkämpfe um die Weltmeisterschaft in Chicago, die zwischen Tunney und Dempsey ausgefochten wurden.

Ein vielhunderttausendköpfiger Pöbel diesseits und jenseits des Ozeans, dessen blöde und widerliche Ungeistigkeit von den kapitalistischen Machthabern beider Erdteile zu den gemeingefährlichsten politischen Zwecken ausgebeutet wird, tobt und brüllt, toll geworden vor sexueller Raserei, um die Befriedigung ihrer Geilheit in dem Augenblicke zu erleben und auszukosten, wo die blutdürstige Masse der Zuschauer und Leser sich an den herausgequollenen und herausgeschlagenen Augen des Besiegten weidet, der, beinahe blind geprügelt, kampfunfähig wurde.

Bei diesem Sport sieht man keine Spur von wirklichen Menschen mehr — keine Spur von körperlicher Schönheit und Rassenveredelung — sondern nur noch normale Geschlechtsosche, die sich im Krampfe ihrer viehischen Lüste wälzen und im Glanz und Taumel eines unermeßlichen Geldverdienens. — —

Das größte Elend aber ist, daß dieser amerikanische Pöbel- und Sklavengeist, der auf männliche Würde und Ehre nie geachtet hat — der skrupellos den Mann zum Zirkusstier degradiert — der ihn als Schaustück von den gierigen Augen einer schamlosen Bordellgesellschaft an jedem Teile des Körpers prüfend, lachend und wettend befühlen, betasten und beschnuppern läßt — und der den Sportplatz zur Arena wüstester Orgien eines grausamen Phalluskultus macht, dessen freche Be-mäntelung und Verlogenheit mit dem schönen Schlagwort Körperf-kultur alle Begriffe übersteigt — bei allen Demagogen gerade heute wieder in hohem Ansehen steht.

Denn es ist Mode geworden, diesen stupiden Sklavengeist, der nur unter den Peitschenhieben eines unerhörten Geldverdienens und eines unermeßlichen Reichtums nennenswerte Leistungen vollbringt — der stumpfsinnig und herzlos die furchtbarsten Justizverbrechen zuläßt — der, immer käuflich, zu jeder Gemeinheit fähig ist — der, triefend von verheuchelter Sittlichkeit, der gemeingefährlichsten Pfaffenwirtschaft Vorschub leistet — und der hündisch einer frechen Faulenzergesellschaft eitler, verschwendungssüchtiger, dummer, nutzloser und perverser Weiber,

die den Mann ganz und gar zum Arbeitstiere degradieren, die politische Herrschaft des ganzen Landes ausgeliefert hat — in Deutschland wie eine Offenbarung anzusehen, so daß es zum Tagespensum jedes Zeitungsschmoks gehört, mit aller Unverfrorenheit immer und immer wieder zu behaupten, daß dieser erbärmliche, verruchte und verprügelte Sklavengeist Nordamerikas für unser deutsches Vaterland ein leuchtendes Vorbild wahrer und echter Demokratie sein soll.

Jeder ehrliche Kritiker der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Nordamerikas weiß dagegen, daß diese vielgepriesene Demokratie nur ein böses und verführerisches Trugbild ist, das das raffinierteste System männlicher Unfreiheit verdeckt, und daß sich hinter ihm ein grauenerregender Abgrund politischer Verderbtheit offenbart, aus dem uns die ungesundesten sittlichen und sozialen Zustände entgegengrinsen.

Wir sehen das Anwachsen kirchlicher Macht und Muckerei auf der einen Seite und das Blühen kapitalistischer Ausbeutung und provokatorischer Luxusgewohnheiten auf der anderen Seite, begünstigt und gefördert durch eine lächerliche Bigotterie und Prüderei beim weiblichen Geschlechte, und durch eine sexuelle Zwangsaskese und Hörigkeit beim männlichen Teile der Bevölkerung, verbunden mit einer unerhörten Weiberverhimmelung und Weiberwirtschaft, auf der Grundlage einer immer mehr zunehmenden Befriedigung sadistischer Instinkte und Gefühlsrohheiten. —

Und wir lehnen es darum ganz entschieden ab, in diesen Dingen irgendwie ein Ideal zu sehen, und protestieren laut dagegen, daß diese Pfaffen- und Weiberwirtschaft der Verdränger und Zwangsketen Nordamerikas mit ihrem Sklaveninn und Pöbelgeist auch die männliche Jugend Deutschlands noch verpestet!

Denn es ist an sadistischer Rohheit und Lasterhaftigkeit in Deutschland seit dem Kriege her gerade noch übergenug vorhanden. Die Zeitungen sind voll von Morden. Und es vergeht auch kaum ein einziger Tag, an dem sie nicht wenigstens ein Todesurteil bringen. Wir bedanken uns wahrhaftig für eine Demokratie, die täglich den Scharfrichter gebraucht und deren Justiz im Blute waten muß. Und wir halten es für nötig, der Jugend endlich wieder Vorbilder zu bieten, die sie vor der grundlosen Tiefe des Sadismus bewahren können mit allem seinem Sklaveninn und Pöbelgeist, und die ihr wieder Kraft und Fähigkeit verleihen zu schönen Taten der Selbstaufopferung und des Edelmutes!

Gerade England, das klassische Land des Sports, seiner Kultur und seiner Größe, das gleichzeitig auch das klassische Land hoher politischer Kultur und Reife ist, die nicht nur die

oberen Schichten, sondern wirklich das ganze Volk erfaßt hat, und das für uns darum auch ein leuchtendes Vorbild echter Demokratie sein kann, trotzdem es einen König an seiner Spitze hat, bildet bereits eine erfreuliche Ausnahme nach dieser Richtung hin. Denn obwohl von dort die Sportbegünstigung ausging und zu hoher Blüte kam, sind in den Kreisen der englischen Sportsleute die gräßlichen Auswüchse Deutschlands und Amerikas doch niemals mitgemacht worden. Ja, die schärfsten und bissigsten Kritiken voll Spott und Hohn über Sport-Unfug und Sport-Unehre sind gerade vom Heimatlande des Sports selber ausgegangen. Und wir werden demnächst hier im EIGENEN von Wilkie Collins, dem intimsten Freunde von Dickens, eine Ironisierung dieses Sport-Unfugs abdrucken, die der Weltliteratur angehört.

Die Führer-Persönlichkeiten Englands, die immer auch Männer von Ehre waren, verurteilen jedenfalls alle Verrohungen und jede Bestialisierung des Sports ebenso hart wie wir, weil jede Grausamkeit und Vertierung sich doch einmal im Volks- und Völkerleben furchtbar rächt.

Der wichtige Artikel „Erotik und Patriotismus“ von Johannes Gaulke in Heft 7 des EIGENEN hat bereits auf die engen Zusammenhänge zwischen Liebesleben und Krieg hingewiesen. Ich will heute versuchen, den noch viel verhängnisvolleren Zusammenhang zwischen Sadismus und Krieg aufzudecken, wie ich ihn schon einmal in einer Hamburger Zeitung kurz skizzerte.

Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, zwanzig Jahre lang an staatlichen und städtischen Schulen als Lehrer es mit angesehen hat, wie systematisch jede Regung von Mitleid mit Menschen und Tieren, wie jede Gutmütigkeit bei Kindern unterdrückt und niedergeprügelt wurde, um ein Volk von „Helden“ nach dem Rezept Professor Roethes zu erziehen, der wunderte sich garnicht über die verbrecherische Freude beim Ausbruch des Krieges und über die Orgien, die der Sadismus damals gefeiert hat.

Sadismus? Wir haben das Wort schon oft gebraucht. Was ist Sadismus? Dem natürlichen Gefühle entspricht es, wenn der Geschlechtstrieb, der stärkste und elementarste aller menschlichen Triebe neben dem Hunger und Durst, durch den Geschlechtsgenuß seine Befriedigung findet.

Er ist deswegen der höchste menschliche Genuß, weil er normaler und natürlicherweise gebunden ist an den Genuss eines anderen Lebewesens, und wäre es auch nur ein Tier.

Denn selbst dann ist der Mensch viel normaler und natürlicher, wenn er gleichzeitig auch dem Tiere eine Freude bereiten kann, als wenn er, nur in Selbstgenuss versunken, einsame Onanie betreiben muß.

Jedenfalls führt die einsame Onanie leicht zur Übertreibung und Unmäßigkeit der Selbstbefriedigung und des Selbstgenusses

und ruiniert dann den Menschen nicht nur körperlich und seelisch, indem sie ihn krank und elend macht, sondern auch moralisch, indem sie aus ihm einen rücksichtslosen völlig gefühlssrohen Sadisten werden läßt, der dann den Andern oder das Tier nicht braucht, um ihnen Freude zu bereiten, sondern, um ihnen immer wieder Schmerz und Qualen zuzufügen. Denn sie sind die höchste Sehnsucht und Wollust des Sadisten. Er empfindet es als höchstes Glück, wenn er kneifen, schlagen, quälen, martern, foltern, töten und vernichten kann, und wenn er sich zu berauschen vermag am Anblick derer, die vor Angst zittern und sich vor Schmerzen winden, oder wenn er dem Todesröheln seiner Opfer lauschen darf, die er blutdürstig und feige hingemordet hat!

Wollte man also ein Volk mentaliter kriegsbereit machen, so mußte man es konsequenterweise zum Sadismus geradezu erziehen, indem man ein Gewaltsystem des Tötens und Vernichtens aufstellte, das weder Gutmäßigkeit noch Mitleid kannte und durch das das natürliche Bedürfnis nach Mitfreude, das selbst beim Tiere vorhanden ist, und das Verlangen nach Freundschaft und Liebe vollständig ausgeschaltet wurde.

Darum wurde zunächst die ideale, platonische Liebe, wie sie der EROS und DER EIGENE vertreten, überall bei uns lächerlich gemacht. Und sie kam wohl vor dem Kriege in Preußen nur noch als Atavismus vor. Weil es den Machthabern garnicht auf eine Verfeinerung und Vergeistigung der Sexualität ankam, sondern nur auf brutale Verdrängung und Unterdrückung.

Aber auch die grobsinnliche Liebe zum Weibe oder zum Freunde wurde allmählich ganz durch die Onanie in den Erziehungsanstalten unterdrückt und ausgerottet. Und keiner der jungen Männer durfte mehr von dem Überflusse seiner Jugend und seiner Liebe einem anderen geliebten Wesen etwas spenden. Jeder, der in Kadettenanstalten und Fähnrichsinternaten tätig gewesen ist, und der einen offenen Blick für die Nöte dieser jungen Leute hatte, konnte ein Liedlein davon singen. Und selbst die Freudenhäuser am Königsgraben und am Alexanderplatz wurden, wie man sagt, auf einen speziellen Wunsch der Exkaiserin aufgehoben. Sie sorgte ja sogar für eine Entfernung der Pissoirs in der Nähe der Kirchen. — Die Folge dieser Prüderie und Dummheiten war natürlich, daß allenthalben Schüler, Kadetten und unerfahrene gute Bürgersöhne in großer Masse der Onanie in die Arme getrieben worden sind. Mädchenverführer machten sich immer mehr an anständige Bürgerstöchter heran. Und die weibliche Prostitution machte sich so auf der Straße breit, daß heute noch eins der beliebtesten Spiele der Berliner Kinder das Schnieppenspiel ist, während das Zuhältertum unerträglich wurde. Und mit ihm das Strichjungenwesen und die Erpresserwirtschaft

als Folge jener verlogenen Moral, die den mannsmännlichen Verkehr, anstatt ein natürliches Ventil in ihm zu sehen, bornierterweise unter Strafe stellt.

Doch zurück von diesen Nebenerscheinungen! Wir wollten nur zeigen, wie durch das System äußerer Unterdrückung wahrer Liebe und Freundschaft seitens der Erzieher und Behörden die Onanie letzte Erlösungsinstanz aller Armen, Unerfahrenen und Enterbten wurde — d. h. also der großen Masse — und wie diese gefährliche Art der geschlechtlichen Befriedigung durch den Mangel eines Partners die Unnatürlichkeit und Perversität des preußischen Gefühlslebens so ins Ungemessene steigerte, daß von der widernatürlichen Unterdrückung des Liebesverlangens und von dem unnatürlichen Selbstgenusse bis zum Sadismus der Soldatschinderei und bis zur sadistischen Kriegsbegeisterung von 1914 nur noch ein einziger kleiner Schritt gewesen ist.

Damals war Deutschland nahe daran, die halbe Welt in seiner perversen Blutrauschraserei völlig zu vernichten, oder aufzufressen. — Man denke nur an die planmäßige, unmenschliche, ratzekahle Zerstörung einer ganzen blühenden französischen Provinz — an die großenwahnsinnigen alddeutschen Pläne zu einer umfassenden Erweiterung der Ost- und Westgrenze — und an den unersättlichen Hunger der deutschen Schwerindustrie auf die französischen Bodenschätze. —

Sexuelle Verdrängung, Unterdrückung und Zwangsaskese unseres ganzen Volkes durch eine verlogene Sittlichkeit, vermuckerte Justiz und falsche Erziehung mußten eben unaufhaltsam und unweigerlich zu einer ungeheuren Ansammlung gefährlicher Explosionsstoffe in seinem Blute führen und schließlich antisoziale Handlungen und Verbrechen der schrecklichsten Art verursachen, wie allerlei Sportrohheiten, Schülermißhandlungen, Soldatschindereien, Plünderungen und Morde, und am Ende auch die große Weltkatastrophe des Krieges heraufbeschwören, in dem dann alle vorhandenen Hemmungen und Rohheiten mit elementarer Gewalt und Vernichtungswut plötzlich zur Auslösung gelangten.

Man denke nur an die 12 Millionen totgeschossener Soldaten, die das einzige Ergebnis dieses Weltkrieges waren, das doch wahrhaftig wenig rühmlich ist!

Trotzdem wird derselbe sexuelle Schwindel der Vorkriegszeit — dieselbe verheuchelte Polizeimoral — dieselbe vermuckerte und verpfaffte Sittlichkeitsverbesserung, deren Apostel man als gemeingefährlich ins Irrenhaus sperren sollte, obwohl auch einige Autoritäten unter den Ärzten dazu gehören — dieselbe Verdrängungs- und Unterdrückungsmethode — dieselbe Absperrung vieler Hunderttausender und wahrscheinlich sogar vieler Millionen der aufwachsenden Generation von jeder natürlichen Heilwirkung

und von aller Kultur der Liebe, auch heute wieder praktiziert — unterstützt und gefördert von dem künstlich hervorgerufenen wirtschaftlichen Elend unserer Tage, auf dem die politischen Machthaber hinter den Kulissen wieder ihre Existenz aufbauen.

Heiraten und eine Herde Kinder in die Welt setzen, die man nicht ernähren und nicht erziehen kann, ist heute ein Verbrechen. Aber auch ein Ding der Unmöglichkeit für einen jungen Mann, der zu diesem Zwecke keine Wohnung bekommen kann. Die strafliche Baupolitik des Staates mit ihrer künstlich hochgeschraubten Verteuerung aller Baustoffe und Grundstücke zu Gunsten der Spekulanten, die sich mit jedem Hause, das errichtet werden soll, gleich „gesund machen“ wollen, hindert die heiratsfähige Jugend daran, zu einem menschenwürdigen Heim zu gelangen, unterbindet jede Eheschließung solcher, die sonst Lust dazu hätten, und treibt viele Hunderttausende junger Männer und Mädchen entweder der Prostitution oder der Onanie ins Garn, wenn sie nicht den einzigen gesunden Ausweg zum gleichgeschlechtlichen Verkehre finden, den sie ja bei Altersgenossen reichlich haben könnten. Der Staat macht sie durch seine ungesunden Wohnungsverhältnisse zwangsweise zu Verdrängern und Asketen und spielt dann mit seiner verlogenen Justiz den sittlich Entrüsteten, wenn die sexuelle Not diese armen Menschen alle unaufhaltsam auf die schiefe Ebene der Fruchtabtreibung, der Blutschande, des Kindermordes und des sadistischen Wahnsinns treibt, und wenn sie ihr verpfuscktes Leben im Zuchthaus, oder unter dem Beile des Henkers enden.

Der Leiter der Polizei einer norddeutschen Industriestadt machte den Herausgeber dieser Zeitschrift erst kürzlich darauf aufmerksam, wie furchtbar aus dieser wirtschaftlichen und sexuellen Not heraus auch der *Exhibitionismus* zunimmt. Arbeitslose, die nur auf die paar Unterstützungspfennige des Staates angewiesen sind, die weder zum verhungern reichen, noch auslangen, um sich satt zu essen, können sich unmöglich den Luxus eines geregelten Geschlechtsverkehrs leisten. Aus Geldmangel können sie dem etwaigen Partner garnichts bieten und nicht einmal die gemeine Käuflichkeit bezahlen. Und da kommen sie auf den Ausweg, überall dort, wo Weiber oder Männer sind, auf Straßen und Plätzen, vor den Küchenfenstern der eleganten städtischen Villen, oder in den öffentlichen Bedürfnisanstalten in der schamlosesten und aufdringlichsten Weise ihre eigene Geschlechtlichkeit den Blicken der Anderen preiszugeben, um letztere in sexuelle Erregung, in helle Entrüstung oder in Wut zu bringen und dadurch ihren Nerven die langentbehrte Entladung und Befriedigung zu verschaffen. Diese Art des Sadismus, die sich mit geistiger und moralischer Belästigung und Quälerei begnügt, verbreitet sich jetzt so sehr,

dab es wirklich an der Zeit wäre, das Übel an der Wurzel anzufassen und endlich menschenwürdige wirtschaftliche und sexuelle Zustände zu schaffen, die uns anstatt zu polizeilicher Unterdrückung und Vergewaltigung, zur Befolgung der natürlichen Gesetze der Freiheit und Schönheit führen.

Wie oft hören wir leider heute noch von Maulhelden, die keinen Verstand und keine Ahnung von den Dingen haben, die hier beleuchtet worden sind: „Vor Bismarcks Deutschland zitterte die ganze Welt!“ — Denn immer noch ist Bismarck mit seiner Kriegs- und Gewaltpolitik das staatsmännische Ideal des sadistischen und vermurkerten Deutschland, das wir endlich überwinden wollen, um an seine Stelle das kommende Deutschland der Freundschaft, des Friedens und der ehrlichen Kulturarbeit zu setzen.

Durch den rauschenden Blätterwald aller Toren und Narren dröhnt es: „Deutschland ist nichts mehr wert, weil niemand mehr vor ihm zittert!“ Das ist des Pudels Kern. Alles Andere kommt erst in zweiter Linie in Betracht bei diesen Herren, die sich nur in einem frischfröhlichen Kriege und Männermorden als ganze Kerle fühlen; oder es spielt bei ihnen gar keine Rolle.

Darum müssen wir es immer deutlicher und unerschrockener wiederholen: daß erst, wenn durch Freundschaft und Liebe alle sadistischen Instinkte und Wünsche zum Schweigen kommen und wenn Zeitungen und Zeitschriften wie zum Beispiel DER EIGENE und der EROS ihre Aufklärungsarbeit in die breite Masse des Volkes tragen können, um wenigstens die Verständigen und freiheitlich Gesinnten aller Parteien für ihre Ideen zu gewinnen, Deutschland wieder die Achtung der Welt erobern wird und die Führerrolle im Rate der Völker, die ihm gebührt!

Die Ringer.

Von Balduin Reichenwallner.

Des Morgens Staub ist ganz mit Glut getränkt,
Die, aus der Sonne golden niederlachend,
Sich selig über Hellas hergesenkt,
Im Marmor strahlend, sich vertausendfachend.

Im edel abgezirkelten Oval
Greift der Palästra Säulengang ins Freie,
Und manches Heldenjünglings Siegermal
Gesellt sich in die lichtgeweihte Reihe.

Frei aus dem Saale, wie das Tageslicht,
Leichtfüßig, königlich, mit Sonnenlocken,
Entschreitet, wie ein herrliches Gedicht,
Ein Jüngling, wirbelnd gold'nen Puders Flocken.

Im Schwung den Mantel streift er sich vom Arm.
Nackt, wie Apoll im Glanze der Aurore,
Umschart von hellgeäugter Knaben Schwarm,
Steht er am Fuß der hohen Tempeltore.

Er ist's! Der Sieger! Heißerkämpft hat stolz
Olympias Ölzweig seine Stirn umwunden,
Und in den Taumel seiner Jugend schmolz
Der Ruhm als Tröster seiner Träumerstunden.

„Wer naht dort? Chaire, liebster Kamerad!“
Er ruft's mit übermüd'gem Händepressen.
„Noch trifft vom Rücken dir das Morgenbad!
Bist du bereit zum frohen Kräftemessen?“

Wie üppig sich der Muskeln Ornament
Um seiner Glieder straffe Fülle kleidet!
Wie unter hochgewölbter Braue brennt
Ein Aug', das unter eig'ner Schönheit leidet!

Ein Knabe hält die Schale, bis zum Rand
Gefüllt mit hellem Öle der Oliven.
Das gießt ein jeder in die hohle Hand
Und salbt die Glieder, daß sie duftend triefen.

Dann sinkt der Nacken stiergleich bodenwärts,
Es stemmen Leiber wuchtend sich entgegen;
Und wie erdrückend preßt sich Herz an Herz,
Gleich Panthern, die ein trotzig Wild erlegen.

Einsaugend mit der Kraft des Augenblicks,
Verkrallt wie wirbelnde Gewittermassen,
Sucht stolz die Wucht des prangenden Genicks
Ein weißer Arm wie Schlangen zu umfassen.

Ein Ebben und ein Fluten gleicher Kraft!
Ein Stöhnen und ein Knirschen und ein Lachen!
Ein feurig Glühen voller Leidenschaft
Und dann ein dumpfes Auf-den-Boden-Krachen!

An glatten Gliedern klebt der gelbe Staub.
Hei! Wie sie jetzt sich aneinandersaugen!
Blutwellen hämmern, jeder Sinn ist taub
Und Kämpferwollust blitzt aus jungen Augen.

„Besieg! Steh auf! Der Kampf war ehrenvoll!
Auch dem Besiegten ward ein lobend Ende!“
Vergessend Siegerlust und Zwang und Groll,
Reichen die Gegner sich versöhnt die Hände.

Und keuchend, staubig, bebend, schweißbetaut,
Hinwandeln sie zu dämmernden Baracken,
Und wie um eine heißgeliebte Braut,
Schlingt sich ein Freundesarm um Freundesnacken.

Aufjubeln Knabenscharen. Sonnenglanz
Umhält die Welt in ungeahnter Schöne,
Und Helios drückt den schönsten Siegerkranz
Ins Lichtglocke seiner stolzen Söhne.

Der letzte Gott

Von A. Jaski-Sybal

Es gibt einen Gott, dem täglich Menschenopfer dargebracht werden — einen letzten Überlebenden aus der antiken Götterzeit — er kommt nicht im Donner und Sturm, sondern naht uns heiter lächelnd im Wehen linder Lüfte, bei blauem Himmel mit segelnden weißen Wolkschiffen wandelt er unter uns — rosenbekränzt. — Oder er blickt uns an mit dem schwermutsvollen Zug des Todesengels im Antlitz, durch das schwüle Dunkel sehnsuchtdurchrauschter Nächte. — Er vermag sich in vielerlei Gestalt zu verwandeln — aber in welcher immer er sich uns offenbart: das Todesgeschoß trägt er in seiner Hand — und auf seinem Altar verbluten ständig Ungezählte, die ihm ihr Heiligstes geweiht und nun verbrennen an innerer Glut . . .

Geh durch die Straßen der Stadt zur Dämmerstunde, wenn die ersten Lichter aufflammen, geh durch Parks und Anlagen, wenn schwere Dunkelheit auf Allem lastet und leise der Nachtwind in den Blättern flüstert — und du wirst ihm auf Schritt und Tritt begegnen. — Ihm, der der Ursprung alles Seins, der die Schicksale der Menschen bestimmt, der zum Todesgott wird denen, die sich betören ließen vom schmeichelnden Hauch seiner Stimme — du wirst ihm begegnen, der Erzeuger und Mörder ist: Eros, der erste und letzte, der einzige Gott der Menschheit!

Franz Ferdinand Baumgarten †

(Unveröffentlichte Briefe an einen jungen Schriftsteller)

Mitgeteilt von Friedrich Wilhelm Fuchs

Allein-Abdruck im EIGENEN mit Erlaubnis des Empfängers.

Vorwort:

Der deutsch-ungarische Schriftsteller Franz Ferdinand Baumgarten ist gestorben. Erst 46 Jahre alt, ist er in Satrafured plötzlich verschieden. 1916 erlebte ich ganz dicht in seiner Nähe — in Berlin in der Augsburger Straße — die großen Erfolge seines grundlegenden Buches „Das Werk Conrad Ferdinand Meyers“ (Renaissance-Empfinden und Stilkunst, München, Georg Müller, Verlag). Ich erfuhr damals aus seinem Munde selbst, auch durch die ihn begleitende Oberschwester Marie, wie sehr gerade dieses Buch ihm in Deutschland einen guten Namen verschaffte, die Freundschaft und Anerkennung der Besten. Franz Ferdinand Baumgarten hat wohl am erfolgreichsten über den ihm seelenverwandten Schweizer Dichter geschrieben.

Ich nenne noch von seinen Werken „Die Mutter“ (eine Erzählung, E. Rowohlt, Verlag, Berlin) und „Zirkus Reinhardt“ (H. H. Tillgner, Verlag, Potsdam). Baumgarten war ein subtiler Geist, der im Schrifttum seine eigenen Wege ging. Fein gearbeitete Novellen, gründliche und ursprüngliche ästhetische Studien trugen ihm einen großen Freundeskreis ein.

Wie Herr Oberstudiendirektor Franz Komény berichtet, hat Franz Ferdinand Baumgarten seinen gesamten, aus einem großen Budapester Zinshaus und Effekten bestehenden ungarischen Besitz im Werte von über einer Million Pengö testamentarisch zugunsten einer Stiftung hinterlassen, aus deren Zinsen solche ungarischen Schriftsteller mit Jahresrenten bedacht werden sollen, die mit ihrem Wirken ideale künstlerische und menschliche Ziele verfolgen, sich mit den einträglichen zeitgemäßen Strömungen nicht abfinden, sondern überzeugungstreu ihre eigenen Wege wandeln. Diesen Ganzaufschichstellten soll unter die Arme gegriffen und das sorglose Schaffen ermöglicht werden. Diese Stiftung, die fünf bis sechs Berufenen und Auserwählten eine sorgenfreie Existenz sichern wird, hat in Ungarn begreifliches Aufsehen erregt. Es wurde ihm ein Ehrengrab zuteil, man zollte ihm auch ergreifende Nachrufe. Mit der Vollstreckung seiner letzwilligen Anordnung, beziehungsweise Abfassung des Stiftungsbrieves, hat der Verstorbene seinen langjährigen Freund, einen der namhaftesten ungarischen Dichter, Michael Babits, und seinen Rechtsanwalt betraut. Hoffentlich sorgt man auch dafür, daß der reiche literarische Nachlaß des so früh heimgegangenen Dichter-Philosophen in würdiger Form zur Geltung gelangt.

Friedrich Wilhelm Fuchs.

Briefe:

„Ihre Schrift verrät Ihr Blut, Ihre Sprache erschließt Ihren Sinn und Ihr Stil spricht von Ihrer Bildung. So weiß ich, daß Sie gut Englisch sprechen, George und Jean Paul gelesen haben . . .

Sie beugen sich über ein Wasser, dessen Spiegel gebrochen ist, greifen eine Saite, die zersprungen, sprechen zu einer Seele, die ohne Flügel ist . . .

F. B.“

„Nein, Sie wissen lange nicht alles. Sie wollen helfen! Kann man mir überhaupt helfen? Und wenn — wo ist der reine Mensch, der vielleicht doch noch und einzige allein so tun könnte?

Sind Sie der, der kommen mußte? Soll mich Ihr Wort überzeugen? Ihren Ton höre ich nicht das erste Mal. Er kam mir schon öfter, noch voller als jetzt und brachte doch nur Bitternis . . . Warum soll ich glauben, Sie seien besser als die

Besten, die ich doch klein befunden habe. Warum sollten Sie der Erste sein, der nicht kleiner ist denn ich.

Und heute sollten Sie geben und opfern, wo ich nichts mehr zu erwidern habe. Für meine Schätze bekam ich Hohn zum Entgelt, meiner verbitterten Armut sollte heute ein Wunder werden?

Wollen Sie spielen? Dann suchen Sie einen Unerfahrenen! Wollen Sie Erfüllung? Dann einen Hoffenden — nicht mich.

Und doch, wenn ich nun nochmals dazu fähig wäre — eine Enttäuschung zu erleben?

F. B.“

„Ein müder, herber Gruß für Ihr liebes Wort! Ich bin durch zu vieles abgehetzt!

Wann kommen Sie?

O Lebensmittag, zweite Jugendzeit,
Des neuen Freunde harr' ich flugbereit!

Ist es so?

F. B.“

„Nein, Sie Fremder und meines Wortes liebes Ohr, Sie Ferner und Nächster, — nicht der Unwert hat mich mißbraucht, die Besten haben mich enttäuscht.

Wohl denk' ich verlorener Freunde,
Starr' ich in das Feuer bei Nacht,
Doch, die mir die Liebsten gewesen sind,
Ich wünsche sie nicht zurück! . . . Ihren Ruf kenne ich . . .
Und so waren alle Menschen, die mit mir waren. Jetzt aber ist es spät geworden über mir. Einsam wie ich, so zieht kein anderer mehr.

Und doch:

O Lebensmittag, zweite Jugendzeit,
Der neuen Freunde harr' ich flugbereit!
Daß alt sie wurden, hat mich weggewandt,
Und — wer sich wandelt, ist mit mir verwandt.

Grüßend F. B.“

„So einfach ist es doch nicht! Wer wunderte sich darüber, daß die Schlange sticht und der Schirling tötet . . . Nein — so ohne Hoffnung zu suchen, geschweige zu finden — ist nur der, dem die Wahrheit log und die Treue trog.

Was soll mich locken? Die Schönheit, die alle zwingt. Ich aber weiß, die Schönheit macht gemein.

Der Geist? Weil ich seine Macht gesucht, habe ich seine Ohnmacht erkannt.

Die Liebe? Jeder Mensch ist einer Mutter liebes Kind. Aber sonst — mir ist sie nie begegnet.

„Denn sehen Sie: die flüchtigste Schau ist mehr als die tiefste Ergründung. Nur der erste Eindruck ist richtig — nur das Auge blickt in Tiefen und das Wort bleibt immer an der Oberfläche.

Wir wollen uns bald sprechen!

F. B.

„Es war eine törichte Hoffnung — ich gewöhne mir so etwas nie ab — daß Sie an meinem Geburtstag bei mir anklopfen werden. So war's ein Tag, ach irgend einer, der wartet, bis es wieder Abend wird.

Sie müssen meine dürre Knappheit entschuldigen. Warum sind Sie nicht hier?
Es grüßt F. B.“

„Ach nein! Kein Besuch war hier und so hat mich auch keiner enttäuscht. Ich habe viel Ärger: tausend praktische Sachen zu erledigen, denen ich nicht gewachsen bin.
F. B.“

„Wieder wurde das Leid so schwer über mir, daß es mich am Körper brannte wie eine hauflöse Stelle und die Kehle würgte mit aufsteigenden Tränen.

Wäre nicht das, so hätte ich durch mein Schweigen verscherzt das Recht auf Ihre Briefe, auf den süßen Trost der teuren Worte.

... Ich habe zu viel gelitten — der Glanz, der Duft, der Hauch erstarben im Leid. Meine Flügel sind gebrochen...

F. B.“

„Suchen Sie zu verstehen: mein Leid, das so groß selbst die Klage erstickt, so groß, daß ich vergessen muß aus Scham für das Schicksal, weil es so vernichten kann...

Ich lebe — denn ich leide,
Ich leide — denn ich lebe! ... F. B.“

„Sie sind da, ich begrüße Sie! Ich komme in einer Stunde... Schwere Tage lasteten auf mir. Ich bin unsagbar müde. Ich komme.
F. B.“

... In der Eile, die eine unbeschreibliche Inanspruchnahme bedingt, das Nötigste. Ich komme morgen wieder.
F. B.“

„Verzeihung, daß ich heute nicht kam, ich fühlte mich elend. Noch etwas Geduld! Es muß sich vieles klären! Und ich bin so müde! Alles Gute!
F. B.“

... Ich empfinde Dankbarkeit für Ihre freundliche Gessinnung. Im Bestreben dankbar zu sein und beschämmt von Ihrer Freundlichkeit, habe ich Ihnen bereits mehr gezeigt, als ich ver-

antworten kann... Und es steht so vieles zwischen uns — vor allem Ihre Jugend...
F. B.“

... Ich mißtraue, daß so sehr verschiedene Menschen wie wir — sich irgend wie etwas sein könnten.

Ich bin alt, kränklich, usw. Und dann bin ich zu anständig — um zu nehmen, wo ich nicht geben kann.

Leben Sie wohl!

Franz Ferdinand Baumgarten.“

Hans Hagströms wunderliche Hochzeit.

Ein Blick ins Tal der Liebe von **

Weg zur Kirche.

Über graue Wassermassen brachte ein schwerfälliger Kahn die Beiden ans andere Ufer. Jäh dräuteten links und rechts des Stromes gewaltige Berge empor, wild bewachsen mit Nadelbaum und Strauch. Unterwaschene Wurzeln zeugten von der Gewalt des Stromes, der zu Zeiten des Hochwassers jedes Hindernis in seine Arme nahm und es mittrug auf eine lange wilde Reise. Mit kühner Eile flossen fetzige Wolken von den Sonnensteiner Bergen herab, um über den Hängen des anderen Ufers zu verschwinden. Wie ein durch den Wind krumm gebogenes Licht sah der Mond aus. Alle Einzelheiten der romantischen Landschaft ließ sein fahles Licht unaufgedeckt; unsäglich schwer wuchten die Konturen der Berge im nächtlichen Bild.

Kleine Wirbel schlügen warnende Schaumflocken über den Bootsrand und unmittelbar darauf fuhr der Kiel knirschend auf das Ufer. Gewandt schlang der Ältere den sichernden Knoten um den Pflock. Enger zogen sie die vor Nässe bleischweren Mäntel an sich und hasteten die Talstraße aufwärts. Kein Wort fiel zwischen ihnen; nur ab und zu streiften besorgte Blicke den Jüngeren; schienen so ganz dessen Gestalt erfassen zu wollen, eilten dann voraus, wie um den noch zu bewältigenden Weg abzuschätzen, sahen wieder auf den Knaben.

Der Strom war bald ihren rückschauenden Blicken entchwunden. Riesenhohe Tannen ragten nun beiderseits auf; hüllten Weg und Wanderer in dunkelblaue Schatten. Wie ein einziger großer Blutegel sog sich die Straße an die Bergschuhe des nachtwandernden Paars und hemmte dessen Lauf. Doch unverdrossen, wie wenn die zwei ein Ziel vor Augen hätten, ließen sie Serpentine um Serpentine hinter sich. Unmerklich

lichtete sich der Wald; leiser Wind setzte ein, trug ihnen schwere würzige Düfte als verheißungsvolle Grüße zu.

Nach einstündiger Wanderung hielten sie inne. Suchende Blicke des Älteren hatten sich bald zurechtgefunden; die ausgestreckte Hand gab seinem Gefährten die Richtung an. Ein Sprung über den Straßengraben, ein Griff in die Zweige, und hinter ihm schlügen die Sträucher regenschauernd zusammen. Einen Augenblick hielt der Andere inne; ein kaum merkliches Lächeln spielte auf dem Jungengesicht. Dann der gleiche Sprung, und auch er war im Dickicht verschwunden. Mit leisem Gurgeln sammelte sich in den Fußstapfen das Regenwasser.

Fest.

Eine kleine Blockhütte steht auf dem dürtig bewachsenen Hochplateau, welches sich auf der Südseite des Thomasberges einschiebt. Von dort fällt der Abhang ganz unvermittelt gegen den Fluß ab. An der Ostfront der Hütte liegen Tür und Fenster knapp nebeneinander.

Zuerst standen die winzigen Wölkchen ganz grau und traurig am Horizont; dann wurden sie langsam ganz rosig, bis sie vor Freude über den heraufseilenden Tag in purpurnem Rot prangten. Erste Sonnenstrahlen schoben sich über den Kamm des Berges, überfluteten Gras und Baum, brachen sich tausendfältig in den verglasten Tautropfchen, hüllten die Hütte in einen gelben Mantel, huschten durch das verfallene Fenster, weckten die beiden Freunde. Carl sprang empor, stieß die eichenbebohlte Tür auf, daß die rostigen Angeln aufkreischten.

Sonne wucherte über dem heubedeckten Boden, wühlte sich in die Schönheit des Knaben, der in scheuem Besinnen die Glieder streckte. Dieser Anblick zwang den in der Tür tief Atmenden wieder an die Seite des Andern. Die Müdigkeit, welche am Abend vorher das Paar unverzüglich in Schlaf versenkten hatte, war überwunden.

Hände liebkosten sich gegenseitig, Blicke heischten Erfüllung. Mit urgewartiger Kraft schlugen die blutdurchwühlten Herzen aneinander.

— — — Es versank um sie die Welt. — — —

„Du, du, hör doch! Wer hat je schönere Hochzeit gehalten? Die Sonne unser Altarlicht, tausendfach leuchtender als mühsam flackernder Docht in kaltem Gemäuer. Spitzzüngige Verwandte und gaffender Pöbel halten sonst üble Nachrede feil; die Spinnen, die unsere Gäste sind, schweigen, wirken in ihrem tausendjährigen Gewand mehr denn beputztes Volk. Unsere Küsse unser Jawort; brauchen nicht zu enden, kein gauklerischer Priester drängt in Tun und Gebärde zur Eile; Tor oder Betrüger, stets

ist die Zeit ihm teuer. Stark duftendes Heu und Waldgeruch lassen uns freier atmen, sind köstlicher denn beklemmender Weihrauch!“

So fielen mit innigem Tonfall seine Worte auf den Knaben. Dem schimmerte feuchter Widerschein aus den Augen. Vergangene Zeiten ließen sie vorüberziehen. Lachten miteinander über die ersten Worte, die damals fielen; sprachen über den Werdegang ihrer Freundschaft.

Epilog.

Hochstehende Sonne gemahnte zum Aufbruch. Nach kräftigem Imbiß eilten beide auf kürzestem Wege den jähnen Abhang hinunter. Sprangen von Stein zu Stein, rissen sich Hände und Füße wund, maßen Abstand von Baum zu Baum, rutschten kleine baumlose Flecke hinab, alles in tollster Jagd. Bald lag vor ihnen der Strom, heute ganz mild und heiter; lud mit schimmernden Gebärde zum Bad.

Unbeirrt vom Glühen der Sonne hockten die zwei nebeneinander, sahen schweigend auf den Strom. Hans dachte an all das, was ihm jener gegeben, ihn gelehrt hatte; war froh, vergelten zu dürfen. Sah jene Zeit, wo er sich willig erobern ließ, bis er schließlich selbst Liebe für Liebe gab. Jähes Verlangen erfüllte den Knaben, im Erinnern an selige Stunden. Er mußte die Blicke auf die gereifte Gestalt des Freundes werfen, die festgebannt schien durch Luft und Licht und Wasser. Sah mit immer neuem Staunen auf edle Linien, ward geblendet durch Sonnenreflexe auf dem dunkelbraunen, ölig glänzenden Leib. Wendete sich ab, preßte in Scheu die Knie fest gegen seine Brust, wühlte seinen Kopf in die Hände, lauschte dem schweren Schlag seines Herzens, seinem dumpf rauschenden Blut.

Da wurde er jählings nach rückwärts gerissen, Mund preßte sich auf seinen, Freundeshand glitt über den heißen Nacken des Knaben. Der wußte sich eins mit dem Geliebten, hielt nicht länger an sich. Mit erstickter Stimme gaben sie Worte der Liebe; stürzten mit inbrünstiger Kraft einander in die Arme, um ihre ganze urgroße Liebe in sich aufzunehmen. Ein letzter nicht enden wollender Kuß, ein Zucken und Straffen der Körper; mit wogender Brust lagen ihre braunen Leiber in der Stille der blau-goldenen Himmelsglut. — —

Die Sonne ging zur Neige. Unhörbar glitten Schatten an den Bergabhängen zur Höhe. — — Kühle Abendwinde zitterten stromab; kräuselten die Wasser, ließen Strauch und Baum erbeben, hüllten mit wundersamen Wohltun zwei Menschen ein.

Abend am Walde.

Von Erich G. H. Schoof.

Wie es raunt von Baum zu Baum!
 Dunkel kauern Hecken
 Auf dem Feld, am Waldessaum —
 Nachtwind ging, aus seinem Traum
 Sanft den Mond zu wecken. — —

Einer Glocke Klage-Klang
 Tönt jetzt in der Ferne,
 Baumelt durch den Abend bang —
 Hoch am Himmel stehn schon lang
 Milliarden Sterne.

Zur Problematik des Motives von Tod und Krankheit bei Thomas Mann.

Von Franz Mottek.

Die tiefsten Einsichten erlangt der Mensch nicht durch logische Gedankenarbeit. Als göttliche Gnadengeschenke kommen sie zu uns, beglückende Erlebnisse des Rausches der Intuition, der Ekstase des Eros. Da erschauert die Erdenform des ausgewählten Sterblichen, durchbraust vom Rhythmus des Unendlichen, plötzlich durchzuckt von der ungeheuren Offenbarung seiner Verwandtschaft mit dem Weltall im Reigen der tanzenden Atome. Nur Momente, dem Blitzstrahl gleich aufflammend, sind dem hinfälligen Ich beschieden und ertragbar, denn es ist die Hand des Todes aus des Dionysos und der Venus Sippe.

Die gefährliche Faszination des Todes zu verspüren, seiner verzaubernden, in kranke Abgründe zu lockenden Melodie zu lauschen und doch die Parole des Lebens zu bejahren, in Liebe zu werben für die ungebrochene Naivität und den gesunden Dienst pflichterfüllender Persönlichkeitsbildung — ja Krankheit und Tod noch zu Erziehern disziplinieren, sie in Sold zu nehmen als große Führer zum Menschlichen und Lebendigen — diese Mittel- und Mittlerstellung bedeutet die heroische Selbstverleugnung, die von sehnuchtsvoller Qual und schwermütiger Seligkeit umspielte Problematik des Künstlertums von Thomas Mann.

„Novalis“, sagt Mann, „hat ein tiefes biologisch-moralisches Wort gesprochen, beladen mit Wissen von Lust und Sittlichkeit, Freiheit und Form. Es lautet: „Der Trieb unserer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben ist erzwungene Oxydation.“ Hier ist der Tod als Faszination und Verführung, als Trieb unserer Elemente zur Freiheit, zur Uniform und zum Chaos erfaßt, das Leben aber als Inbegriff der Pflicht.“ Tod und Krankheit —

Leben und Gesundheit befehlen sich jedoch nicht bei Thomas Mann, werden nicht gegeneinander ausgespielt, der innere Widerspruch verwandelt sich in Spannung, eine ewige Spannung ohne Lösung, bei der Eros im Spiele ist. Nicht Feindschaft, Sehnsucht, erwächst zwischen den Lagern, Werben, liebevolle Ironie. Schließlich reicht man sich über den Abgrund hinüber die Hand. Denn Leben und Tod sind Brüder, Leben selbst ist Sterben und dennoch Wachstum zugleich. Traumhaft um die reifen Dinge wirbt und webt der Tod. „Das Interesse für Tod und Krankheit“, heißt es bei Thomas Mann, „für das Pathologische, den Verfall, ist nur eine Art von Ausdruck für das Interesse am Leben, am Menschen, wie die humanistische Fakultät der Medizin beweist; wer sich für das Organische, das Leben interessiert, der interessiert sich namentlich für den Tod und es könnte Gegenstand eines Bildungsromans sein, zu zeigen, daß das Erlebnis des Todes zuletzt ein Erlebnis des Lebens ist, daß es zum Menschen führt.“

Dieser Bildungsroman „Der Zauberberg“, in dem „die ideelle Schändlichkeit der Krankheit fühlbar gemacht, aber auch im Lichte eines mächtigen Erkenntnismittels und als der „geniale Weg zum Menschen und zur Liebe“ gezeigt wird, hat uns Thomas Mann auch als Verehrer und Bewunderer der medizinischen Wissenschaft offenbart. Die Ärzteschaft kann nur sich selbst ehren durch Ehrfurcht vor dem Genie Thomas Manns.

Eine gewisse Eigentümlichkeit der Entstehungsart seiner Werke gehört zum Thema. Mann gesteht einmal darüber: „Ich täusche mich bei der Konzeption vor allen Dingen über den Umfang. „Buddenbrooks“ war als Roman von 250 Seiten gedacht, „Der Tod in Venedig“ als Simplizissimus-Novellchen, „Der Zauberberg“, der zwei dicke Bände bekommen hat, als kleines Satyrspiel dazu. Das Anschwellen der Komposition beruht auf einem doppelten Vorgang, einem Bohrungsprozeß, und einem Ankristallisieren und Einbezogenwerden von außen. Der tiefste Grund mag das Begehrten sein, mich jedesmal ganz zu geben. Ich finde mein Werk als fragmentarisch und unzulänglich. Die Verse Platens:

„Nie kann der Mensch, wieviel er auch vollende,
 Wie kühn er sei, sich zeigen als ein Ganzes,
 Und was er ausführt, gleicht es nicht am Ende
 Zerstreuten Blumen eines großen Kranzes?“

haben mir immer sehr ans Herz gegriffen. Dieser Kampf um Vollständigkeit ist wahrscheinlich nichts anderes als Todesangst.“

So haben wir in dem Künstlertum Thomas Manns ein erhabenes Beispiel vor uns, wie eine durch das Umfassen ewiger Gegensätze scheinbar unvermeidliche Problematik überwunden und verwandelt wird zu einer schöpferischen Kontrapunktik in

der Partitur einer unendlichen Melodie, einer letzten Zusammenfassung und Harmonie der reinen Idee des Menschen. Vorausahnung dieses ideellen Einklanges ist jene liebevolle, zwischen den Gegensätzen spielende, nach beiden Seiten gerichtete, unverbindliche, aber herzliche Ironie. Der sich darin verratende Vorbehalt einer endgültigen Stellungnahme ist nicht ästhetisch-spielerische Indifferenz gegenüber der moralischen Forderung eines eindeutigen Bekennens. Der Instinkt vorbehaltvoller Selbstbewahrung entspringt einem Zögern der Seele aus höchster, künstlerischer, sittlicher und intellektueller Gewissenhaftigkeit. Heiliges Freiheitsbedürfnis angesichts letzter Wertfragen bedeutet das Pathos und Ethos dieses Magiers und Magisters deutscher Kunst.



Resignation

Von D. Luschnat.

Die Freuden, die wir leiden,
Die Qualen, die wir meiden,
Berühren uns und scheiden,

Als wären wir nur Dinge
Und sie die Schmetterlinge,
Die uns mit bunter Schwinge

Im Weiterfliegen streifen.
Wir können sie nicht greifen,
Wir wurzeln fest und reifen,

Und werden hart wie Stein
Und sinken kalt und klein
In unsre Erde ein.



Über verfehlte Erziehung.

Nach Max Stirner: „Der Einzige und sein Eigentum“. Von Dr. Rudolf Einheit, Berlin.

Wenn der Historiker Heinrich von Treitschke (Deutsche Geschichte, 5. Teil, S. 424) über Stirner schreibt: „Max Stirners Schrift „Der Einzige und sein Eigentum“ zertrümmerte Geist und Menschheit, Recht und Staat, Wahrheit und Tugend als Götzenbilder der Gedankenknechschaft und bekent frei: „Mir geht nichts über mich“, so verkennt er das Wesen und Wollen Max Stirners in völliger Weise.

Die Anschauungen und Ideen des „kühnsten und konsequensten Denkers“ (John Henry Mackay) sind vielmehr geistesgeschichtlich notwendige und nur die radikale Fassung dieser Philosophie täuscht bei oberflächlicher Betrachtung über ihren wirklichen Gehalt.

Max Stirner suchte das selbstbewußte Ich, den Menschen selbst in seiner wahren Wesenheit, der aus seiner eigenen Bestimmung in Freiheit sich die Gesetzmäßigkeiten erschafft, die dem Unfreien durch Zwang von außen gegeben werden müssen.

Darum wendet er sich zunächst gegen die Weltanschauung des Religiösen, der von Gott besessen ist, gegen die Lehren Hegels, der von einer allgemeinen ichfremden Weltvernunft besessen ist, gegen die Philosophie Feuerbachs, der nur den Wolkenhimmel des Christen auf die Erde herabträgt, den Menschen vergottet und von einem allgemein Sittlichen, von der Ethik besessen ist.

Überlieferte Ideen sind zur Phrasenhaftigkeit geworden und zu kraftlosen Wortspielen. Das empfindet Stirner.

„Mensch, es spukt in deinem Kopfe; du hast einen Sparren zu viel! Du bildest dir große Dinge ein und malst dir eine ganze Götterwelt aus, die für dich da sei, ein Geisterreich, zu welchem du berufen seist; ein Ideal, das dir winkt. Du hast eine fixe Idee!“

Vor dem menschlichen Ich aber erstirbt jeder Begriff, jede Fassung in Worten, jeder Ausdruck.

Das Ich kann nur erlebt werden.

„Solange etwas von dir ausgesagt wird, wirst du nur als dieses etwas (Mensch, Geist, Christ usf.) anerkannt. Der Einzige sagt aber nichts aus, weil er nur Name ist, nur dies sagt, das du du, und nichts Anderes als du bist, daß du ein einziges du und du selber bist. Hierdurch bist du prädikatlos, damit aber zugleich bestimmungslos, beruflos, gesetzlos usw.“ So ist im Sinne Stirners ein wahrhaft moralisches, ein sittliches Handeln nur möglich, wenn es nicht Moralgesetzen folgt, sondern aus dem sittlichen Adel der freien Persönlichkeit erfolgt.

In einem hervorragenden Aufsatze: „Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus“ hat dieser Freiheitsphilosoph seine Gedanken über Erziehung niedergelegt. Dieser Aufsatz erschien zuerst in der „Rheinischen Zeitung“ im Jahre 1848.

In lapidaren Sätzen werden die Grundkräfte der herrschenden Erziehung und Richtung und Wege zu einer künftigen Erziehung hingestellt.

„Zwei Parteien kämpfen um den Sieg, und wollen jede ihr Erziehungsprinzip unserem Bedürfnisse als das beste und wahrhaft empfehlen: die Humanisten und Realisten.“

Die humanistische Bildung, bis zur Aufklärung des 18. Jahrhunderts fast ausschließlich herrschend, beruhte auf dem Verständnis der alten Klassiker und daneben noch der Bibel. Das Volks- und Gegenwortsfremde dieser formalen Bildung, die, wie in der Antike, eine Minderheit zum Herren macht über die Menge der Unwissenden, über das gemeine Volk, legt Stirner dar.

„Eine volkstümliche Bildung würde dem entgegen gewesen sein, weil das Volk den gelehrten Herrn gegenüber im Laienstande verharren und die fremde Herrlichkeit nur anstaunen und verehren soll.“

Mängel und Verfall dieser Bildungsformen trifft Max Stirner im Kern: „Die sogenannte höhere Bildung des Geschmacks und Formensinns, die zuletzt gänzlich zu einer grammatischen herabzusinken drohte . . .“

Gegen diesen Formalismus erhob sich aus der Aufklärung im Realismus der Geist des Widerspruchs. Die praktische Ausbildung für das Leben wird gefordert. Der Stoff des Lebens sollte in die Schule eingeführt werden. „Daher wurde aufs eifrigste Vertrautheit mit den Dingen und Verhältnissen der Gegenwart gesucht und eine Pädagogik in Aufnahme gebracht, welche auf alle Anwendung finden mußte, weil sie das allen gemeinsame Bedürfnis, sich in ihre Welt und Zeit zu finden, befriedigte . . .“

Aber auch diese Erziehungsrichtung ist unzulänglich. Diese Erziehungsform verflacht und macht den Menschen zum Philister. „. . . der Sieger gleißte vom Grünspane der Materialität und war nichts Höheres, als ein geschmackloser Industrieller.“

Aber auch durch eine Aufnahme berechtigter humanistischer Formen vermag der Realismus nicht ein zeitgemäßes Ideal der Erziehung zu erreichen. Die Realisten sind Philister, die alle Abstraktion, alles höhere Denken, alle Philosophie verachten und verwerfen. (Stirner zitiert zum Beweise aus der kleinen Schrift des Professors Heinsius „Konkordat zwischen Schule und Leben oder Vermittlung des Humanismus und Realismus, aus nationalem Standpunkt betrachtet. Berlin 1842.“ S. 9.)

Und Stirner fragt: „Weshalb zeigen sich denn die Realisten der Philosophie so abhold? Weil sie ihren eigenen Beruf verkennen und mit aller Gewalt beschränkt bleiben wollen, statt unumschränkt zu werden! Warum hassen sie die Abstraktion? Weil sie selbst abstrakt sind, weil sie von der Vollendung ihrer selbst, von dem Aufschwung zur erlösenden Wahrheit abstrahieren!“

Doch wohin führt nun jener dritte Weg, den Stirner erblickt in Zukunftsfernen, das Urbild einer künftigen Erziehung, dessen Umrißlinien er zeichnet?

Auch den Philosophen darf die Pädagogik nicht in die Hände gespielt werden. Denn auch die Philosophen müssen sterben „und finden im Tode ihr eigentliches Selbst; mit ihnen stirbt die Reformationsperiode, das Zeitalter des Wissens.“ Stirner empfindet in voller Deutlichkeit, daß ein Zeitalter zu Ende geht, das im Wissen, im intellektuellen Denken das höchste Ideal der Bildung erblickt hat. Diese unfruchtbare, untätige, eine Außenwelt abbildende Zuschauerbewußtsein des modernen Menschen dringt nicht in die Tiefen der Welt und des Menschenwesens. Es muß erweitert, es muß lebendig werden, es muß erfüllt werden mit schaffender Geistigkeit, die aus dem freien, selbstbewußten Ich erwachen will. Wer so das Wissen aufgibt, der wird es gewinnen. Das Wissen wird Wille und der Wille ein absolutes Wissen, ein vollendetes Wissen.

„Soll daher am Schlusse mit kurzen Worten ausgedrückt werden, nach welchem Ziele unsere Zeit zu steuern hat, so ließe sich der notwendige Untergang der willenlosen Wissenschaft und der Aufgang des selbstbewußten Willens, welcher sich im Sonnenglanz der freien Persönlichkeit vollendet, etwa folgendermaßen fassen: Das Wissen muß sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen, und als freie Person sich täglich neu zu schaffen.“ Und die Erfüllung dieses von Stirner geschauten Ziels ist Aufgabe des künftigen Menschen und einer künftigen Wissenschaft.

Gedankenspäne.

Aus der Werkstatt eines Arbeiters.

Von Ludwig Mezger.

Nun haben Sie also, lieber Adolf Brand, ein Bekenntnis zur Republik abgelegt. Ich habe es gelesen und habe gedacht: er ist vorsichtig und schreibt ganz allgemein „zur Republik“. Im Verlaufe meiner Leserei merkte ich zu meinem maßlosen Erstaunen, daß Sie die deutsche Republik meinen und zwar die von heute. Darunter stellen Sie etwas dar, was mit der deutschen Republik von 1927 ganz und gar nichts zu tun hat. Sie denken an eine Volksgemeinschaft, wie sie etwa in Spenglers „Preußentum und Sozialismus“ angedeutet wird und hoffen

darüber hinaus auf eine Entwicklung in der Richtung eines idealen Anarchismus. Man konnte von Ihnen kaum weniger erwarten, weil Sie trotz der Erfahrungen eines dreißigjährigen Kampfes den Glauben an die Menschheit nicht verloren haben, und das ist gut und schön. Nicht gut finde ich, daß Sie den Begriff Menschheit nicht einschränken. Wie kann man den gewerbsmäßigen Parteimenschen, wie kann man vor allem die Gattung „Journalist“ zu der Menschheit rechnen, an die man glaubt! Wie kann man den „Schriftleiter des sehr geschätzten Blattes“ auffordern, oder einladen, oder höflich bitten, den Leitartikel in Nr. 4 des EIGENEN „Unser Bekenntnis zur Republik“ zu besprechen oder abzudrucken! Welche Zeitung — von der „Kreuzzeitung“ bis zum „Syndikalist“ ist dieser Aufforderung nachgekommen? Auf zwei könnte ich vielleicht hoffen, aber beinahe möchte ich gegen mich selber wetten, daß auch sie versagen, denn der Gegenstand (nicht etwa die Republik!) ist eben „gar zu heikel“. —

Nicht einmal die Schildhalter des freien Menschentums bringen den Mut oder das Interesse auf, die „heikle Sache“ ihren Lesern näher zu bringen: das Organ der herrschaftslosen Sozialisten, der Anarcho-Syndikalisten, versteigt sich gelegentlich höchstens zu der Wendung, daß die Zeitschrift DER EIGENE sicher künstlerisch einwandfrei sei, man möge sich zu den einzelnen Beiträgen stellen, wie man wolle. Sehr höflich-zurückhaltend ausgedrückt! Mir gegenüber war man einmal offener. Damals hatte ich das Bedürfnis, Aufklärung über die Freundesliebe in weitere Kreise zu tragen, ich wollte mich an die deutschen Arbeiter wenden zu einer Zeit, da man noch Hoffnungen auf eine aufgewachte Arbeiterschaft setzen und sich dem Wahne hingeben durfte, die sich am freiesten gebärdende Arbeiterpresse sei eben so wach. Also sandte ich mein Manuskript an die Redaktion des „Syndikalist“ und erhielt es prompt zurück mit der Bemerkung, der Artikel eigne sich nicht für dieses Blatt, das sich nur mit politischen und wirtschaftlichen Kämpfen beschäftige, ich solle mich an Sie, Herr Brand, wenden, Sie seien der „Führer der Homosexuellen“ in Deutschland. — Ist das nicht genau dasselbe, was Ihnen der Herr Ministerialdirektor Specker schreibt? Dieser Herr ist der Vorsitzende der Vereinigung „Republikanische Presse“. Bei dieser Vereinigung haben Sie sich auf einen Aufruf hin als Mitglied angemeldet in gutem Glauben, in demselben dummen guten Glauben, der mir das Organ der „freien“ Menschen als geeignet zur Aufklärung über die Freundesliebe erscheinen ließ. Und der Herr Ministerialdirektor hat Ihre Mitgliedschaft abgelehnt, weil DER EIGENE keine Partei vertrete, sondern nur kulturpolitische Interessen, mit denen sich die „Vereinigung Republikanische Presse“ nicht identifizieren wolle. (Hätte er doch „infizieren“ geschrieben!) Das ist etwas deutlicher als die Abwimmung des „Syndikalist“, aber ein preußischer Ministerialrat drückt sich eben nicht so zartfühlend aus, wie der Vertreter des herrschaftslosen Sozialismus. Man redet in solchen Fällen gerne von Spießbürgern, und weil die Mitglieder der Kommunistischen Partei gerne behaupten, die Syndikalisten seien wildgewordene Spießbürger, will ich Ihnen auch nicht verhehlen, wie hervorstehende Mitglieder der Kommunistischen Partei sich in dieser Sache verhalten haben. Sie hatten damals im EIGENEN oben erwähnten Aufsatz gebracht und mir eine Anzahl Abdrucke zur Verfügung gestellt, die ich an Bekannte zur Verbreitung weitergegeben hatte. Damals „prominent“ Mitglieder der K.P.D. hatten nichts Eiligeres zu tun, als mich bei Arbeitern, die mir trotz meines Austritts aus der K.P.D. freundlich gesinnt geblieben waren, als Homosexuellen (es lautete wirklich anders) herabzusetzen und vor dem Umgang mit mir zu warnen. — Wie überhaupt in roten Kreisen über die

Freundesliebe und benachbarte Gebiete geurteilt wird, beweist noch folgender Vorfall: Die Frau eines bekannten Märtyrers der Münchener Räterepublik erzählte mir, daß ihr Mann anlässlich von Zwistigkeiten bei der Verteilung von Liebesgaben in Niederschönfeld von einem Mitgefundenen homosexuellen Neigungen bezichtigt worden sei. Dieser Verleumder sei ein „versehentlich in die Rätegeschichte hineingezogener Sozialdemokrat“ gewesen. (Ich kann mir vorstellen, daß auch ein „normaler“ Gefangener das Bedürfnis bekommen kann, einmal einen Freund und Schicksalsbruder an die Brust zu drücken.) So sieht es links und linkser aus. Die Mitte haben Sie in der Vereinigung „Republikanische Presse“ gehört. Nun zu rechts:

Sie, verehrter Herr Brand, haben außer dem an die Journalisten und dem an die „Republikanische Presse“ noch einen dritten guten Glauben gehabt, Sie haben das Heft mit dem Bekenntnis zur Republik an sämtliche 492 Reichstagsabgeordneten geschickt und wirklich hat es einer gelesen und zwar der Herr Major Hennings von der nationalsozialistischen Freiheitspartei. Er hat Schweinereien darin gefunden, und das finde ich nicht schlimm, denn ich bestreite niemandem das Recht, nach Maßgabe seiner Gewohnheiten und seiner Geistesgaben subjektiv zu urteilen. Aber gelesen und geantwortet hat Herr Hennings doch! Wenn nun auch von den übrigen 491 M. d. R. das Heft nicht von allen beachtet worden ist, so trösten Sie sich; der Reichsfinanzrat, die Verträge von Versailles und von Locarno und die Weimarer Verfassung sind auch nicht ins geistige Eigentum aller so restlos übergegangen, wie dies der harmlose Wähler für selbstverständlich hält.

Sie selbst, Herr Brand, müssen sich doch auch klar sein über den Unterschied zwischen Ihrer Idealrepublik und der wirklichen, denn in Heft 4 fordern Sie, daß im deutschen Volksstaat nur die Auslese der Besten und Tüchtigsten, der Edelsten und Weisesten, der Charaktervollsten und Genialsten die Besorgung unserer Angelegenheiten in Händen haben dürfe — und in Heft 6 sagen Sie: der Herr Major Hennings sei ein Beweis für den politischen Tiefstand der deutschen Wähler und für die himmelschreende Ignoranz und Gewissenlosigkeit so vieler Unfähigen, die heute als Vertreter deutscher Bildung und als Verteidiger deutscher Freiheit in den Reichstag kommen. Und mit solcher Einsicht haben Sie diese 492 hübschen Hefte verteilt?

Ihre Forderungen, Ihr ganzer Leitartikel sind schöne, fromme Wünsche, von deren Verwirklichung kaum schwache Ansätze zu bemerken sind. Da ist fast noch alles zu erkämpfen und ich hoffe, daß Sie ferner in eingeschlagener Richtung weiterkämpfen, wenn auch nicht so spezialisiert wie in vergangenen Jahren. Die Leser des EIGENEN dürfen auch Zukunftstöne hören. Mit den Gegnern im eigenen Lager rechnen Sie am besten überhaupt nicht mehr! Dann erst kann Ihre Sache etwas vorwärts gehen. Ob Sie sich auf die von ganz bestimmten Konjunkturinteressen diktierte Stellungnahme, das „großzügige Bekenntnis“ der Spitzenvertretung der deutschen Industrie stützen dürfen, ist mir recht zweifelhaft. Darf ich Sie vor diesem guten Glauben warnen? Seien Sie auch einmal gerne in weniger als allerbeste Gesellschaft und denken Sie beim Aufstehen und Zubettegehen jedesmal an die Herren Schriftleiter, an die 492 Heftchen und an den Herrn Ministerialdirektor!

Und dann nähern Sie sich vielleicht mit der Zeit meiner Stellung zur deutschen Republik von 1927, und die heißt: Wenn ich dem Hunger Tod nahe bin, ziehe ich ihm immer noch „blauen Heinerich“ und „Ulanenhäcksel“ vor — oder: in der Not frisst der Teufel Fliegen!

Der heilige Hieronymus.

Von Eugen Ernst.

(Schluß.)

„Ich lasse bitten“, sagte er . . . Er durfte sich ja nicht merken lassen, daß er ihn erwartet habe, er mußte sein Herz, das wie ein wildes Füllen ausschlug, in Gewalt haben und den Ton seiner Stimme meistern. Und dann öffnete sich die Tür und auf der Schwelle, vor der sonnebeschienenen blauen Wand des Vorzimmers, stand in bescheidener Haltung Egmont Uhl.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor“, sprach er, und sein Organ war wohlautend und sanft, „wenn ich Sie heute, am Sonntage, störe; aber Sie haben etwas verloren und ich bring's Ihnen wieder. Ich fand dies Buch im Stadtpark, das glücklicherweise außer Ihrem Namen auch noch die genaue Bezeichnung Ihrer Wohnung enthält. Es macht mir Freude, es Ihnen überreichen zu dürfen. Ich heiße Egmont Uhl.“ „Das weiß ich ja alles“, klang es in der Seele des Doktor Hieronymus, „das ist ja alles eine fein ausgeklügelte, wohlberechnete Sache, die mir zu meiner Genugtuung vorzüglich gelungen ist, denn mein Herz ruft nach dir Tag und Nacht.“ Aber laut erwiederte er mit ruhiger Freundlichkeit: „Mein Homer! Ich habe seinen Verlust noch nicht einmal bemerkt, doch wäre ich unglücklich gewesen, gerade diesen treuen Gefährten meiner Wandertage zu verlieren. Wie lieb von Ihnen, ihn zu finden und ihn mir wieder zu bringen!“ und wie in überströmender Dankbarkeit reichte er ihm beide Hände hin, in die sich, ganz wie im Traum, zwei andere, weiß, schmal und warm, legten. „Darf ich Sie bitten, ein wenig näher zu treten und ein Weilchen Platz zu nehmen, wenn Sie alte Leute nicht meiden, wie es ja meist die Jugend tut.“

„Wenn Sie gestatten, gern,“ entgegenete Egmont mit einer leichten Verbeugung. „Wir Jungen werden ja auch einmal alt werden.“ „Sicher“, lachte Heinrich Hieronymus, „und dann werden Sie es am eigenen Leibe spüren.“ Er ging bis an die Ecke, an das venetianische Tischchen, wies mit einladender Handbewegung auf den Lehnstuhl, der in vollem Lichte stand, und setzte sich dann seinem Gaste gegenüber in den Schatten. So hatte er die beste Gelegenheit, sich an dem schönen Jungen zu erfreuen. Und wahrhaftig! hier hatte die Natur nicht gekargt, sondern alle Reize der Jugend über diese Menschenknospe ausgeschüttet. Diese faszinierenden Augen! Ob es der Sehnsuchtsklang war, der in ihnen lag? Er fühlte wieder den goldenen Faden, der aus ihnen sprang, und sich wie neulich um seine Seele schnürte und knotete . . . Was hätte er darum gegeben, wenn dieser Knabe aus Glas gewesen wäre, und er in das feine Getriebe seiner Gedanken, in seine Seele, in sein Herz hätte

blicken dürfen! War das in ihm, wonach er suchte? Äußerlich ein Ebenbild Gottes — diese Empfindung hatte er.

„Ja“, hub er wieder an, „es ist so, wie ich Ihnen bereits sagte, ich bin Ihnen von Herzen dankbar. Dieser kleine Band Homer hat mich auf allen meinen Reisen begleitet. Ich habe ihn auf den Ruinen Trojas, am Fuße der Akropolis, auf Korfu und an den Klippen der Sirenen bei Sorrent gelesen, und sein Verlust hätte mich sehr geschmerzt. Sie wissen, es ist eine leidige Angewohnheit der Bücherwürger, immer ein Buch zu sich zu stecken. Ich bin nicht anders. In der linken Rocktasche den Dante, in der rechten den Homer! Nur der Stimmung halber. Der schöne Inhalt unserer Lieblingsbücher mag sich wohl durch die Taschen der Seele mitteilen . . . Sie sagten, im Stadtpark hätte das Buch gelegen?“

„Ja, auf dem Wege, vor einer der letzten Bänke“ gab Egmont Uhl zur Antwort. „Da pflege ich häufig zu sitzen.“ Herr Dr. Hieronymus sann eine Weile nach. „Sollte ich Sie dort nicht gesehen haben? Mir ist es so, als wären Sie mir einige Mal vorübergegangen, und ich entsinne mich, daß mir der Gedanke flüchtig durch den Kopf schoß: „Dieser junge Mann gibt hier in der Nähe wohl eine Privatstunde.“ „Habe ich recht?“

Es war, als ob Egmont Uhl nicht recht wußte, was er darauf erwiedern sollte, aber es war nur einen Moment so. Doktor Hieronymus bemerkte das garnicht, er sah auch nicht die leichte Röte, die über Egmonts weiße Schläfe huschte und hörte nur: „Ja. Ich habe da einen kranken Kameraden, dem ich bei seinen Arbeiten helfe.“

„Das dachte ich mir. Er ist sicher ein armer Junge, der sich keinen Lehrer leisten kann. Das ist hübsch von Ihnen und freut mich. Wir Menschen müssen einander helfen.“

Dann goß er den Mosel in die schönen, grünlichen Kelche und schob den einen seinem Gaste zu.

„Machen Sie mir das Vergnügen. Es ist ein ganz leichter Wein, den ich mit gutem Gewissen auch einem jungen Freunde — Sie gestatten wohl diesen Ausdruck — anbieten darf. Lassen Sie uns auf das Wohl jenes kranken Kameraden anstoßen und dann suchen Sie sich etwas aus dem Inhalt dieses Tellers heraus. Etwas recht schönes. Vielleicht dieses Marzipanherz hier mit dem bräunlichen Rande und der Aprikosenfüllung, das aus Königsberg stammt. Eine Zigarette kann ich Ihnen leider nicht anbieten, weil ich Nichtraucher bin.“ Die Gläser klangen mit melodischem Ton aneinander. Doktor Hieronymus lehnte sich in seinen Stuhl zurück und kostete jede Sekunde dieses Zusammenseins mit Behagen.

„Haben Sie schon eine Wahl in betreff Ihres Studiums getroffen?“ fragte er.

„Nein. Ich habe an Jura gedacht, aber wahrscheinlich werde ich mich der Landwirtschaft widmen müssen, da mein Vater ein Gut hat, das mir zufallen soll. Ich bin der einzige Sohn. Meine drei Geschwister sind Mädchen.“ „Natürlich. Das wird in solch einem Fall verständlich“ entgegnete der Doktor. Aber eigentlich war es ihm eine kleine Enttäuschung. Landwirte haben, wenigstens in der Mehrzahl, für geistige Interessen nicht viel übrig. Vielleicht gehörte Egmont Uhl aber zu den Ausnahmen. „Ich bin Philologe mit Leib und Seele und sähe es am liebsten, wenn jeder junge Mensch dieses Studium wählt“, lachte er. „So sind wir Menschen nun mal! Lesen Sie gern?“

„O ja, ganz gern.“ „Und was lesen Sie jetzt?“

Über die Schläfen Egmont Uhls flogs wieder rot. Er konnte doch unmöglich sagen: „Den dritten Band Casanova.“ Das hätte den alten Herrn sicher erschreckt, und so sagte er denn auf gut Glück — er hatte das Buch eben in einer Auslage, im Schaufenster von Murger & Böhm, gesehen —: „Burkhardt's Zeitalter der Renaissance.“

Doktor Hieronymus' kluge blaue Augen glänzten. „Wissen Sie, das macht mir eine aufrichtige Freude nach jenem alten wahren Wort: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist. Ich bin viel auf Burkhardt's Spuren gegangen und habe einen ganzen Stoß jener kostlichen Brogischen und Alinarischen Photographien, die die Geschichte der Renaissance so prächtig illustrieren. Wie wär's, wenn wir diese zufällige Begegnung ein wenig weiterspinnen würden? Es würde mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen diese Blätter durchzugehen. Ich bin sehr allein. Wollen Sie mich dann und wann besuchen?“

Egmont verbeugte sich mit höflichem Dank.

„Wenn es Sie nicht stört, Herr Doktor.“

„Nein und — es gibt ja auch angenehme Störungen! Mir wäre es eine solche. Mittwochs und Sonntags pflege ich die Nachmittage als Atempause zu benutzen. Ich bin recht angespannt tätig. Die Verlagsbuchhandlung Loder & Vanderholt, die das groß angelegte Werk der antiken Dichtung und Geschichtsschreibung in lesbarem, modernem Deutsch herausgibt, hat auch mich in den Stab ihrer Mitarbeiter eingestellt. Ich arbeite die veraltete griechische Anthologie von Jakob ganz um, vermehre sie und habe außerdem noch den Tacitus und Tibull. Das ermüdet und spannt ab, und da wäre es mir eine Erholung, dann und wann solch junges Blut wie Sie bei mir zu sehen.“

Er füllte die Gläser aufs neue, suchte das Delikateste aus dem Teller für seinen Gast heraus, und sie plauderten noch eine Weile. Der Plauderer war übrigens nur der Doktor, der durch die Gegenwart seines schönen Gegenüber angeregt, lebhaft und amüsant zu erzählen wußte.

Ob Egmont Uhl das zu würdigen verstand? Er saß ein wenig steif auf seinem Stuhl, lächelte verbindlich und begnügte sich mit etwas kurzen, zustimmenden Antworten.

Als er sich erhob, drückte ihm Dr. Hieronymus herzlich die Hand. „Wie schon gesagt, Ihr Besuch war mir eine Freude, ein Vergnügen. Wollen Sie am kommenden Sonntage den Nachmittag bei mir verbringen? Wir trinken den Kaffee — ich garantiere Ihnen für seine Güte, denn ich präpariere ihn wie Ludwig XV. stets selbst — gehen die auf den Burkhardt bezüglichen Bilder durch, machen dann einen gemeinsamen Spaziergang, und ich begleite Sie hernach bis an Ihre Haustür.“

Egmont Uhl dankte abermals unter einer tadellosen Verbeugung.

„Ehe Sie scheiden“, rief aufgeräumt der Doktor, „muß ich Ihnen doch noch meinen größten Schatz im Zimmer nebenan, meinen Agathon, zeigen. Kommen Sie.“

Er schritt ihm mit großer Lebhaftigkeit ins Nebenzimmer voran und wies auf eine der Ecken des behaglichen Salons, wo in einem schmalen, von allen Seiten mit großen Scheiben versehenen Schrank eine hohe, antike, zweihenkelige Vase stand.

„Schauen Sie sich einmal die an! Ein ganz köstliches Stück, das auf einem Bauerngütchen bei Reggio in meinem Beisein auf dem Felde ausgegraben wurde. O, es hat Mühe und Geld gekostet, bis es hier aufgestellt wurde! Diese Vase gehört dem ganz freien Stil an, der etwa um die Zeit des peloponesischen Krieges blühte. Die Figuren sind tongründig aus dem schwarzen Firnis ausgespart. Hier — die Mittelfigur — ein Viergespann, das von Nike gelenkt wird. Daneben Zeus, nackt, mit dem Zepter in der Hand; er schleudert den Blitz auf einen Giganten, der ihn mit einer Fackel angreift. Auf der Seite gegenüber eine Amazone, die den Göttern zu Hilfe eilt . . . Es kann kein Zweifel sein, daß der Vasenmaler in seiner Weise eines der großen Wandgemälde wiedergegeben hat, mit denen die Athener die Wände der Hallen und Tempel schmückten. Vielleicht hat Polygnot als Vorbild gedient.“

Heinrich Hieronymus hatte sich ganz in Feuer geredet. Seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten und man sah ihm das Vergnügen an, mit dem er das alles in die Seele Egmonts schüttete, der in seiner bescheidenen Haltung verharrte, aus der man nicht ersah, ob sein Zuhören Interesse oder nur Höflichkeit war. „Sie nannten diese Vase „Agathon“, Herr Doktor. Warum so?“ fragte er, als der Doktor schwieg. „Ach“, lachte der, „das habe ich Ihnen zu erklären vergessen. Unten, am Innenrande des Fußes, ist nämlich in ungelenker Schrift der Name „Agathon“ eingeritzt. Ob der Künstler so hieß, ob der Besitzer — wer weiß das? Ich nehme — zu meinem Privatvergnügen natürlich —

an, es sei der Name des Besitzers, und der sei kein anderer gewesen, als jener Agathon, in dessen Haus Plato sein berühmtes Gastmahl hineinverlegt, und den Feuerbach in seinem gleichnamigen Bilde so edel-schön dem Alkibiades entgegentreten läßt. Ist es nicht ein Glück, sich der Einbildung hingeben zu dürfen, einen Gegenstand zu besitzen, auf dem die Blicke Sokrates' und Alkibiades' geruht haben — könnten! Ja, ja, mein lieber Herr Uhl, man muß sich die grauen Dinge des Alltags mit ein wenig Phantasiegold bestäuben“, — schloß er mit einem komischen Seufzer, „sonst ist das Leben zu arm und zu öde.“

Als Doktor Hieronymus seinen Gast zur Tür geleiten wollte, fiel ihm noch etwas ein, was die Sicherheit eines Wiedersehens erhöhen mußte. „Ich will Ihnen ein Buch leihen, von dem ichannehme, es werde Sie gut unterhalten. Sie können's mir Sonntag zurückbringen. Es ist sozusagen ein Dessert zum Burkhardt. Ich meine Kohlrausch's „Deutsche Denkstätten in Italien.“

Er schlug das Buch schnell in ein Papier, drückte Egmont Uhl nochmals die Hand und geleitete ihn bis vor die Haustür, blieb in ihr stehen und blickte ihm so lange nach, bis er im Menschengewühl verschwunden war. Immer in der Hoffnung, er werde sich noch einmal grüßend umwenden. Aber Egmont Uhl sah sich nicht nach ihm um. — —

Als der Doktor wieder die Bücherei betrat, erschien ihm drinnen alles dunkel und ihm war zu Sinne, es hätte sich eine schwarze Wolkenwand vor die Sonne geschoben. Er nahm seinen alten Platz ein. Dort stand der Stuhl, auf dem der schöne Mensch gesessen, auf jenem kleinen Teller, den er benutzt hatte, lagen noch Marzipanbröselchen, und in dem hochstieligen Weinglase schimmerte noch ein Moselrest, der in dem Strahl der Sonne wie heller Topas leuchtete. Er nahm dieses Glas, trank es langsam leer und preßte seine Lippen an den kühlen Rand. Hier mußten Egmonts Lippen geruht haben, deren feingeschwungene Linie, deren gesundes Rot so recht zum Küssen gemacht schienen. Er schob das Glas von sich, lehnte sich zurück und schloß die Augen. Diese köstliche, ihn so beseeligende Stunde mußte er noch einmal in Gedanken durchkosten. Er ließ jeden Moment seiner Seele aufs neue vorübergleiten . . . Welch wohlklingende Stimme dieser Junge hatte! . . . Er war ja zwar wenig aus sich herausgekommen und hatte nicht viel gesprochen. Das war die Scheu der Jugend einem Älteren gegenüber, jene, diesem Alter eigene Sprödigkeit, die langsam überwunden werden mußte. Schritt um Schritt. Aber dann zuletzt — dann würden die verschlossenen Türen des Seelenschreines aufspringen, die jugendliche Seele läge offen vor ihm da, und er würde sie vorsichtig und behutsam, wie es ihre zarte Beschaffenheit notwendig machte, zu formen versuchen und ihr zum Aufstiege behilflich sein. Und

was würden das für köstliche Stunden werden, die sie plaudernd, lesend, lernend gemeinsam verbrächten! Wie glücklich würde es ihn machen, die Melodie, die in seiner Seele klang, in einer anderen nachtönen zu lassen . . .

So saß er, und seine Phantasie spielte mit den Stunden, die kommen sollten, wie mit goldenen Kugeln.

Die Tage, die nun folgten, gingen dem Doktor auf Schwalbenflügeln hin. Er arbeitete viele Stunden täglich, und die griechischen Verse der Anthologie, die er in deutsche umgoß, formten sich ihm wie von selber. Wohllautend, tönend und voll süßer Musik. Es war ihm, als schriebe er sie auf Goldgrund, und dieser Goldgrund war der Gedanke an den Sonntag, der kommen sollte, an die Stunden, die ihm bevorstanden, die er mit Egmont Uhl verplaudern, in denen er seine Augen an dessen junger Schönheit würde weiden dürfen. Es war ihm ganz recht, daß Fräulein Götsche, als sie am Sonnabend gemeinsam beim Abendessen saßen, sich für den ganzen morgigen Tag frei bat. Eine Freundin von ihr, die einen großen Putzladen unter dem hochtönenden Namen: „Erstes Pariser Atelier von Mademoiselle Heloise“ — sie hieß Laura Wippke — betrieb, wolle mit dem gesamten Stabe ihrer Elevinnen einen Ausflug zum einige Kilometer außerhalb der Stadt gelegenen ehemaligen Kloster Brigittenruh machen, dem sich allerlei männliche Jugend anschließen werde. Es werde ein Frühlingspicknick sein; jeder steuere an guten Bissen dazu, was er hergeben könne, und sie erhoffe einige „geistige Anregung“, die sie durchaus bedürfe. Sie wolle auch recht viel Feld- und Wiesenblumen heimbringen und mit ihnen alle Vasen füllen. So etwas liebe der Herr Doktor ja. Nicht wahr?

„Gewiß“, beteuerte der, und, froh, seine Hausdame für diesen Tag los zu werden, fuhr er darauf fort: „Lassen Sie auch mich zum Gelingen Ihres Festes mithelfen und nehmen Sie aus meinem Moselvorrat die Flaschen 76, 77, 78. Leeren Sie die gemeinsam auf das Wohl der Jugend und auf das Gelingen unserer heimlichen Wünsche.“

Und dann kam der Sonntag. Strahlend, warm, wolkenlos. Fräulein Götsche hatte schon früh um acht das Haus verlassen, und Doktor Hieronymus war heute länger als sonst mit seiner Toilette beschäftigt. Mit einem kleinen Verdruß mußte er feststellen, daß sich an einem solch sonnenhellen Tage die feinen Fältchen, die sich mit Vorliebe um die Augen herum anzusiedeln pflegen, doch recht aufdringlich bemerkbar machen. Ach, an sich hatte er garnichts gegen sie, auch nichts gegen das Altwerden, aber es schreckte die Jugend ab, gerade die Jahre, in denen

Egmont Uhl stand; es hinderte sie, sich so offen zu geben, wie's gern gesehen hätte.

So prüfte er denn lange seinen Vorrat an Kravatten, bis er die passende fand; musterte seine Vorstecknadeln und entschied sich endlich für eine kleine Malachitkugel aus dunkelstem Grün in römischer Goldfassung. Dann sah er auf die Uhr. Wie würde er die Zeit bis vier, diese Stunde erinnerte er sich als seine Kaffeestunde angegeben zu haben, hinbringen? Was vertrieb wohl am schnellsten die langen Stunden? Schreiben — natürlich schreiben. Er setzte sich deshalb um zehn an den Tisch und schrieb die letzten Bogen aus dem Manuskript der übersetzten griechischen Anthologie mit seiner klaren, schönen, festen Handschrift ins Reine und legte die Feder erst aus der Hand, als er die silberne Schelle, die zum Mittagessen rief, und die heute von der Küchenmagd geschwungen wurde, läuten hörte. Er aß ohne sonderlichen Appetit, weil sein Herz das Geflatter eines unruhigen Vogels angenommen hatte, der immer mit dem Kopfe gegen die Stäbe seines Käfigs stößt; aber er war doch froh, die Uhr im Speisezimmer schlagen zu hören. Halb drei. Das ergab noch anderthalb Stunden bis vier, und diese Zeit würde schnell mit den Vorbereitungen für den Kaffee hingehen. Vor allen Dingen entließ er die Magd bis zum Abend. Sie könne einen Spaziergang machen oder die Verwandtschaft besuchen, sprach er gut gelaunt, und brauche erst um acht wieder daheim zu sein. Ganz allein, allein in Gesellschaft Egmont Uhs wollte er diese Nachmittagsstunden hinbringen. Dann suchte er aus seinen mit Photographien gefüllten Mappen mehrere heraus, die in goldenen Buchstaben den Aufdruck „Italien“ trugen, legte sie auf den großen Lesetisch in der Bücherei und atmete befreit auf, als er die Küchentür gehen hörte, und Babette geräuschvoll von ihrem unerwarteten Urlaub Gebrauch machte. Nun kam der Kaffeetisch an die Reihe. Aus der gegenüber liegenden Blumenhandlung hatte er schon gestern einen Strauß der zartlila, hochstengeligen florentinischen Irisblüten geholt, denen ein so angenehmer leichter Veilchengeruch entströmte, der ihn an die Wiesen und Abhänge Fiesoles erinnerte. Der Strauß kam in die Mitte des Tisches. Die dünnwandigen Sevrestassen mit der diskreten Goldverzierung stimmten so vortrefflich zu dem Silber des holländischen Tischzeugs. Herr Doktor Heinrich Hieronymus war der Ansicht, daß die richtige Bereitung eines wohlschmeckenden Kaffees eine spezifisch männliche Kunst sei, trotz des seinerzeit in Weimar so berühmten braunen Trankes der Göchhausen. Er holte also die kleine Kaffeemühle und schüttete die, wie Katharina Hensel zu sagen liebte, „märchenhafte Mischung“ aus der großen Maragogobohne, dem würzigen Mokka und dem hellen Surinam hinein; das fein zermahlene Pulver verschloß er sorgfältig in

einem silbernen Büchschen, und als er mit allen Vorbereitungen zu Ende war, blickte er auf die Uhr. Mein Gott, schon halb fünf! Jeden Augenblick konnte geklingelt werden, jeden Augenblick konnte Egmont Uhl da sein . . . Er eilte bis an die Tür, die ins Vorzimmer führte, öffnete sie und schloß sie nicht wieder — wie leicht war das Klingeln zu überhören. Nun stand er und horchte angestrengt hinaus. Der linde Maiensonntag mußte wohl alle Hausbewohner ins Freie gelockt haben, denn rings um ihn war es mäuschenstill, und wenn jemand draußen über den Bürgersteig ging, klang der Schritt deutlich bis an seinen Lauscherposten. Er lehnte sich an die Wand und fühlte seine Stirn feucht werden. Sollte er sich in der Zeit geirrt haben? Ein Blick auf seine Taschenuhr, die er gestern nach dem Normal-Zeitmesser gestellt hatte, bewies ihm, daß kein Irrtum ihm unterlaufen war: die Zeiger wiesen auf halb sechs.

Er ging ins Treppenhaus, setzte sich auf die Bank am Fenster, starre in die farbigen Schatten, die die bunten Scheiben auf die Tonfliesen des Bodens warfen und wartete. Eine Viertelstunde, und noch eine, und abermals eine. Dann hielt er es nicht mehr aus. Unten war der Portier. Heinrich Hieronymus stieg langsam die Stufen hinab und trat an ihn heran. Ob er nicht von einem jungen Manne gesucht worden sei, fragte er. „Es ist niemand dagewesen, Herr Doktor“, entgegnete der Alte. „Seit drei habe ich mich nicht vom Platz gerührt. Das ganze Haus ist leer wie ein Vogelbauer, aus dem die Vögel entwischt sind.“

Doktor Hieronymus ging ins Freie und blickte die lange Straße nach links hinab, denn von dort her mußte sein Gast kommen. Aber der, den er erwartete, kam nicht, und nach einer Stunde vergeblichen Harrens stieg er mit einem müden, schweren Schritt wieder in seine Wohnung hinauf. Er fühlte sich wie zerschlagen und wie im Fieber. Wie er den Abend hingebracht hatte, wußte er nicht. Mit schmerzendem Kopf war er auf sein Bett gesunken, in einen bleiernen Schlaf gefallen und am nächsten Morgen erst erwacht, als ihm die Frühsonne — er hatte die Fenstervorhänge zu schließen vergessen — ins Gesicht schien. Eine ganze Weile mußte er erst nachsinnen, ehe er sich in seinen Gedanken zurechtfand, und die dunklen Nebel, die sich gestern zwischen ihm und die Dinge geschoben hatten, langsam zu zerflattern begannen und hier und dort ein Stückchen heiterer Himmelsbläue sichtbar wurde.

„Bin ich nicht ein alter Narr,“ sagte er sich während des Ankleidens. „Was ist denn geschehen? Nichts! Eine Vereinbarung ist nicht eingehalten worden. Als ob das nicht täglich auf unserem geplagten Erdenplaneten vorkommt! Egmont hat eine unvorhergesehene Abhaltung gehabt, hat nicht kommen

können und wird das Versäumte heute oder morgen nachholen. Das ist alles, und sicher bringt mir die Post einige aufklärende Zeilen.“

Am Frühstückstisch erwartete ihn bereits in einem leichten hellrosa Sommergewande Fräulein Götsche. Sie liebte die lichten Farben, und der Glanz verflossener Freuden umgab sie wie eine goldige Wolke. Mit einem so glücklichen Lächeln präsentierte sie dem Doktor den gewohnten Morgenkakao, daß er nicht umhin konnte zu fragen: „Nun — war es schön?“

„Schön, Herr Doktor?“ rief sie, und man merkte ihr die Freude an, endlich reden zu dürfen. „Schön ist viel zu wenig — himmlisch war es! Ich bin Ihnen wirklich zu hohem Dank verpflichtet, daß Sie mir diesen ganzen Sonntag frei gegeben hatten. Dieses köstliche Wetter, das frische Grün, die Maßliebchen und Glockenblumen, die singenden Vögel und nicht zuletzt die fröhlichen Menschen. Denken Sie nur: zwanzig Personen!“

„Wirklich? Wie hatten sich denn die alle zusammengefunden?“

„Ein guter Mensch zieht gute Menschen an“, sagt der Dichter. Ich weiß nicht — war's Schiller oder Goethe oder Jean Paul? Das wird dem Herrn Doktor besser bekannt sein. Nun, da waren: Fräulein Wippke, sechs ihrer Lehrmädchen, ich — macht acht, dann zwei Herren aus der Hutbranche, ein Student der Veterinärkunde, mehrere Kommis von Schwarz und Schroeder, sowie der Herr Bäckermeister Redelien. Aber so recht lustig wurde es erst, als der Herr von Uhl, wissen Sie — der schöne Egmont — mit, — unter uns gesagt, denn wenn's zu Ohren des Direktors kommt, fliegt der Junge aus der Schule, — ja, mit seinem Verhältnis ankam. Himmel, ist der Mensch schön! Das reine Bild von Raphael oder Lenbach oder Campenhausen, wie ja wohl auch ein Maler hieß. Sie werden gewiß auch von dem Mädchensperber, dem Uhl, gehört haben?“

Doktor Heinrich Hieronymus schüttelte den Kopf. Er war ganz blaß geworden und eine unsichtbare eiserne Hand schnürte ihm die Kehle zu. Fräulein Götsche bemerkte das jedoch nicht, ihr Gegenstand riß sie hin und sie fügte gleichsam entschuldigend hinzu: „Nun, wie sollten Herr Doktor auch das wissen. Herr Doktor lebt, wie man so sagt, in einer anderen Welt, sitzt bei seinen Büchern und läßt den Erdendingen ihren Gang. . . . Doch wo blieb ich? Bei dem Herrn von Uhl“ — Fräulein Götsche bediente sich des „von“ aus eigener Machtvollkommenheit, um der Sache ein Relief zu geben — „der, so schwört wenigstens die Wippke, es mit seiner Begleiterin, der jungen Witwe des Schneider Brenner, halten soll. Gott! ein junger Mensch, man kanns ihm ja auch nicht übel nehmen und keinen Stein nach ihm werfen. Und sie, der Wahrheit die Ehre, ist eine wohlaussehende

Brünette, üppig und so um die Dreißig herum. Man tuschelt, er besuche sie drei mal in der Woche zwischen vier und sechs — da ist sie nämlich allein in der Wohnung — unter dem Vorwande, ihrem kleinen Neffen eine Privatstunde zu geben. Der Herr von Uhl sitzt nämlich bereits in der Sekunda oder Prima. Genau weiß ich's nicht.“ Herr Heinrich Hieronymus hatte die Empfindung, als hätte er einen Fußtritt in die Herzgegend bekommen, als wäre seine große attische Vase, sein „Agathon“, vom Postament gestürzt und läge in tausend Scherben zerschellt am Boden.

„Ein Schüler? Ein Schüler von siebzehn Jahren?“ sagte er tonlos.

Fräulein Götsche lachte. „Herr Doktor sehen ganz erschrocken aus! Das kommt davon, wenn man zu sehr außerhalb der Welt lebt. In den oberen Klassen sollen sie alle so sein. Die Jugend des neuen Jahrhunderts! Da läßt sich nichts machen, und wer klug ist, sieht durch die Finger. Übrigens hat der Herr von Uhl schon seinen achtzehnten Geburtstag hinter sich, wie er selber erzählte. Ja, was ich noch sagen wollte: eine Laute war auch dabei, es wurde gespielt, getanzt, gesungen, und der „schöne Egmont“ hat auch gesungen. Sogar Solo mit hübscher Tenorstimme. Aber lauter lose Liederchen. Bei der „kleinen Wäscherin“ haben wir uns schief gelacht. Dann wurde eine Bowle gebraut, mit Annanasschnitten, Ihr Mosel kam auch hinein, und der Herr von Uhl, das Köpfchen war schon ein bischen warm, hat zuletzt eine Rede gehalten. Eine schöne Rede. Er verglich die Damen mit Blumen und rühmte seinen guten Stern, der ihn in diese muntere Gesellschaft geführt habe, er wäre eigentlich für diesen Nachmittag von einem alten, ledernen Kaffeeonkel eingeladen gewesen, aber die gelehrten Onkel langweilten ihn und — — Doch was ist Ihnen, Herr Doktor? Ist Ihnen unwohl? Leichenblaß sind Sie. Ich werde das Fenster öffnen“

„Nein, nein“, wehrte er heftig und etwas heiser ab, „es ist nichts und hat nichts zu bedeuten.“

„Wie nannte der interessante junge Mann seinen Onkel?“

„Nicht seinen! Er sagte nur: ein lederner, alter Onkel — .“

Herr Doktor Hieronymus erhob sich jäh von seinem Stuhl ohne das Frühstück zu beenden. „Mir ist doch ein wenig unwohl. Ganz, als sollte ich erbrechen. Ich werde mich ans offene Fenster stellen.“ Damit verließ er die Zimmer und Fräulein Götsche sah ihm kopfschüttelnd nach. „Ja, ja — „mit sechzig Jahren hebt's Alter an“, heißt ein altes Wort.“

Dann erhob auch sie sich, holte sich ihren Hut aus dem Vorzimmer, langte in der Küche einen kleinen Korb vom Regal und sprach zu Babette: „Ich werde den Salat besorgen.“

Auf der Treppe dachte sie: „Solch schönen Menschen wie den Uhl hab ich noch mein Lebtag nicht gesehn! Ich wollt, ich wäre die Witwe Brenner. Nur gut, daß mir's keiner vom Gesicht liest.“

Der Doktor Hieronymus hatte den Fensterflügel seiner Bücherei aufgestoßen, ließ sich die Maienluft um die brennenden Schläfen wehen und hatte die linke Hand aufs Herz gepreßt. So stand er eine geraume Weile und blickte auf das Straßengetriebe hinab, aber er gewahrte alles nur wie in einem Nebel, weil seine Augen feucht geworden waren. Es mußte wohl ein Staubkörnlein hineingeraten sein. Er zog sein Taschentuch, wischte sich die Augen klar, ging an den Knopf der elektrischen Glocke und klingelte. Babette schlurfte ins Zimmer.

„Babette“, sagte er, „wenn heute, morgen oder übermorgen, oder überhaupt eines Tages jener junge Mensch, den Sie neulich einließen, kommt und nach mir fragt — Sie wissen doch, welchen ich meine?“ . . .

„Wie wär ich nu nich wissen, Herr Doktor! Sie meinen den Schuljungen mit die blaue Mitze.“

„Ja, ja — denselben. Also — wenn der kommt und mich sprechen will und mir ein Buch bringt, so nehmen Sie ihm das Buch ab und sagen, ich könnte niemand empfangen, ich sei krank oder ausgegangen — ganz, was Sie wollen. Jedenfalls: ich bin nicht zu sprechen.“

„Is gut, Herr Doktor, werd's ausrichten.“

Damit ging sie wieder in die Küche. Der Doktor aber begab sich ins Schlafzimmer und wusch sich lange und mit großer Sorgfalt die Hände. Ihm war's, als wären sie nicht ganz sauber, und er gedachte wieder an sein Tagewerk zu gehen.

Vor dem Dürerschen Hieronymus blieb er stehen, blickte lange und gedankenvoll in die Stille dieses einzigartigen Bildes hinein und langsam überkam ihn Ruhe und Frieden.

Die Schlußverse des Benzmannschen Preisliedes auf den heiligen Hieronymus fielen ihm ein und er sprach sie laut, wie er das gern tat, vor sich her:

„Und wenn mir nichts als meine Arbeit bliebe,
Als diese Klausur und das ewige Meer
Von Tod und Leben, dies Gestalten um mich her —
Wenn ich bis an mein Ende säß und schribe
Und mir ganz still dies Stündlein Zeit vertriebe —
Ich lobte Gott den Herren immer mehr,
Weil er mir diese stille Kraft gegeben:
Das ist die Kraft zu sterben und zu leben!“

Dann setzte er sich an den Schreibtisch und begann zu arbeiten.

Bücher und Menschen

HANS SIEMSEN:

Verbotene Liebe.

Briefe eines Unbekannten.

Verlag Die Schmiede, Berlin.

2. Besprechung.

Die obige Sammlung enthält den Nachlaß eines dem Verfasser unbekannten jungen Schweizer Mädlers, der in einen Prozeß im Sinne des § 175 verwickelt, in der Untersuchungshaft mit Selbstmord endet und diese Briefe dem Verfasser, den er aus einem Artikel in einer Zeitung kennt, zu senden bittet. Also seinen letzten Willen. —

Treffliche Milieuschilderungen geben diese Briefe. In scharfen Umrissen ist jede Figur skizziert. Treffsicher und lebenswahr. Über allem aber leuchtet die Gestalt des jungen Briefschreibers, die der Verfasser wundervoll beseelt und sein Bildnis in diesen Briefen lebendig erstehen läßt. Und es bedarf der schlichten, menschlichen Sprache des Verfassers, um uns den Ernest, den kleinen Schreiber, menschlich nahe zu bringen, um sein Herz zu verstehen und ihn lieben zu lernen. Der arme, hilflose Junge mit dem reinen, großen Herzen, der selbst im Bereich des Lasters, im Sumpf der Gosse, das Niedrige und Gemeine nie versteht, nur vor ihm zurückschreckt wie vor etwas Häßlichem, sich wundert und schließlich verzagt, daß ihm solches zuteil wird, wo er doch seine ganze Seele voller Liebe und Hingabe den Menschen darbringt. Von dieser einen großen Sehnsucht nach Liebe ist sein ganzes Sein erfüllt. Enttäuscht, tief gedemütigt und verletzt, doch nie wird er entmutigt, sie zu finden. Rührend und ergrifft zugleich! — Fürwahr, ein großes Kunstwerk, mit den wenigen einfachen Worten dieses Schicksal so eindringlich zu erfassen, das sich vor uns abrollt und uns tief bewegt. — Wenn dieses Büchlein

ein leises Verstehen und ein wenig Mitleid für diese Unglücklichen, die vom „Strich“, bei manchem Heterosexuellen ja selbst Homoeroten weckt, die dann nicht mehr wahllos über jedem den Stab zerbrechen und sich verächtlich von diesem Laster wenden. Wenn dieses Verachten und Verdammnen einem Verstehen und Bedauern Platz macht, dann ist ein großes Stück des Wegs zurückgelegt, des mühseligen Dornenwegs der Aufklärung. Und die Liebe für die Menschheit schlechthin, die so stark und unmittelbar aus diesem Büchlein spricht, hat ihren Segen gezeitigt und ihr großes Werk vollbracht. — Ein kleines Evangelium der Menschenliebe — dieses Buch eines „großen Liebenden“, wie jemand einmal den Verfasser genannt hat.

In dem den Briefen anschließenden Nachwort schildert der Verfasser das homoerotische Wesen und den „schwulen Betrieb“ überhaupt und versucht, sie dem „Normalen“ möglichst verständlich zu machen. Er ist vor allem bemüht, all diese Dinge des Nimbus des Ungeheuerlichen und Krankhaften zu entkleiden. Mit ungemein starkem Realismus, nüchtern und objektiv sieht er alles so, wie es wirklich ist, ohne zu übertreiben und zu verschönern. Er nennt die Fehler, die Auswüchse, spricht von den Höhen und den Tiefen. Er geht davon aus, daß er die Liebe des Homoeroten mit all seinen Reflexen auf das Leben in die Liebe des Heterosexuellen übersetzt. Es ist dies sehr geschickt und gut so, da er weder von den „Besseren“ noch von den „Bedauernswerten“ spricht. Am Schluß des Nachwortes polemisiert er gegen den die Invertierten bedrohenden Paragraphen. Er tut dies mit großem Scharfsinn, überaus logisch und beleuchtet die Haltlosigkeit des Paragraphen von vielen Seiten, indem

er seine Gründe jedermann verständlich und einleuchtend macht.
N. v. W.

Entgegnung.

Der Herausgeber, der den Verfasser des oben besprochenen Büchleins gern als einen großen Künstler in der Liebe anerkennt, ist trotzdem der Überzeugung, daß Hans Siemsen besser daran getan hätte, seinen Stoff zu dem sehr verdienstvollen Vorstoß gegen den § 175 in einem anderen Milieu zu suchen und sich einen ganz anderen Helden dazu zu wählen, der nicht gerade den femininen Typ repräsentiert. Gerade über die Bedeutung des ersten Teiles des Büchleins wird man darum sehr verschiedener Meinung sein, während der Wert des 2. Teiles unbestritten ist. — Der Herausgeber weiß z. B. aus einer dreißigjährigen Erfahrung heraus, daß gerade die ganz auffällig femininen Homosexuellen, die seit Dr. Hirschfelds unheilvoller Schrift „Berlins drittes Geschlecht“ eine so hervorragende Rolle in der Literatur einnehmen, und die fälschlicherweise immer als die eigentlichen Repräsentanten der mann-männlichen Liebe angesehen und ausgegeben werden, fast durchweg geistig ganz wertlose Menschen sind, die sich nur für sexuelle Abenteuer interessieren, aber für andere Dinge kein Verständnis haben. Sie gehen nur darauf aus, ihre sexuelle Habgier zu befriedigen, wie eine Hure jeden Tag bei einem Andern im Bett zu liegen, um Dritten gegenüber damit renommiert zu können, und sich schrankenlos und unersättlich nur sexuell auszutoben. Von Freundschaft und Freundesliebe, die doch die Bereicherung und die Begeisterung des Anderen erstrebt, die seinetwegen Pflichten anerkennt und für ihn Opfer bringt, und die hauptsächlich am Genusse seines Wesens, seines Charakters und seiner Persönlichkeit sich erfreut — von allen diesen schönen und großen Dingen kennen solche arm-

seligen Menschen keine Spur. Ihre sexuelle Unersättlichkeit, von der sie besessen sind, verbauert und verblödet sie vollständig und macht sie oft geistloser als das Tier. Sie verlieren dadurch jeden sittlichen und sozialen Halt und Wert und machen den großen Haufen jenes homosexuellen Pöbels aus, den „schwulen Betrieb“ jener Degenerierten, Minderwertigen und Entarteten — jener Tanten, Tölen und politischen Trottel, für die man verständigerweise doch keinen Kulturkampf führt! — Jedenfalls lehnt DER EIGENE für diese Jammerlappen, die aller Welt vorwinseln, daß sie „Enterbte“ der Liebe seien, während sie doch in Wahrheit die einzigen sind, die unter der Toleranz der Behörden und der öffentlichen Meinung jetzt schon die unglaublichsten Freiheiten genießen — jedes Eintreten und jede Arbeit ab. Denn er ist der Meinung, daß es nicht darauf ankommt, diesem Gelichter obendrein auch noch einen gesetzlichen Freibrief für seine sexuellen Ausschweifungen zu verschaffen, sondern einzig und allein darauf: allen wertvollen Menschen klarzumachen, wie die Sexualität durch die große Leidenschaft einer edlen Liebe, der die ersten Köpfe der Weltgeschichte und die männlichsten Männer der Tat gehuldigt haben, vergeistigt und verschönert werden kann, sodaß sie aller Häblichkeit entkleidet wird — und wie man andererseits tatkräftig bestrebt sein muß, den Kampf für die Abschaffung des § 175 aus ganz anderen Gründen erfolgreich zu beenden und aus dem viel höheren Gesichtspunkte heraus: daß dieses mittelalterliche Gesetz ein Verbrechen des Staates gegen das Recht der persönlichen Freiheit ist. Und zwar nicht nur dem sogenannten Homosexu-

Hampelmänner völlig unbeachtet und ungehört zu lassen! —

A. B.

Sittlichkeit und Strafrecht

Gegenentwurf zum amtlichen Entwurf eines Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuches.

Herausgegeben vom
Kartell für Reform des
Sexualstrafrechts.

Verlag der Neuen Gesellschaft
Berlin-Hessenwinkel.

ellen gegenüber, sondern überhaupt gegenüber jedem Menschen, der in allen Angelegenheiten, die seinen eigenen Körper und seinen eigenen Geschlechtsverkehr betreffen, auf das Recht der Selbstbestimmung unbedingten Anspruch macht — und der sich sein bisschen Glück und seine Freude am Leben nicht nach den engherzigen Vorschriften der Kirche oder des Staates schaffen will, sondern nach den viel höheren Gesetzen der Freiheit und Schönheit, die in ihm selber wohnen und die er alleine als seine Richter anerkennt! — Es müßte ferner betont werden, daß es der deutschen Republik einfach unwürdig wäre, diese klare Erkenntnis der deutschen Geisteswelt — der anerkannten Führer der deutschen Kunst und Wissenschaft, der deutschen Schule und der deutschen Politik — jetzt, bei der Beratung eines allgemeinen deutschen Strafgesetzes, zugunsten der Mukker und Pfaffen abermals für die Dauer eines ganzen Menschenalters in den Wind zu schlagen. Und es müßte den amtlichen Juristen des Ministeriums zornmutig wie eine schallende Ohrfeige die Wahrheit ins Gesicht geschleudert werden, daß es einfach ebenso borriert wie unanständig ist, die Partei des unverständigen Pöbels zu ergreifen und die Moral der Dummheit zum Gesetz zu machen, aber die geborenen Vertreter des deutschen Volkes und der deutschen Gewissenhaftigkeit in dieser politisch so überaus ernsten und wichtigen Angelegenheit skandalöserweise wie dumme Schulbuben zu behandeln, und so viele Tausende angesehener Männer, die als Unterzeichner der Petition des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees wiederholt laut und vernehmlich die Abschaffung des § 175 deutlich gefordert haben, wie komplette Narren und wie hirnlose

In diesem Buche wird eine wohl begründete, von den modernsten Ergebnissen der Sexualwissenschaft ausgehende völlige Umgestaltung der unerhörten Paragraphen des Amtlichen Entwurfs betreffend die geschlechtliche Frage vorgeschlagen, dem wir bis auf ganz geringe Punkte freudig zustimmen. Gleichzeitig wird in unmißverständlichen Worten mit bemerkenswertem Freimut die Unfähigkeit unserer Gesetzgeber gegeißelt. Wir stehen ja allerdings auf Grund der 30jährigen schmerzlichen Erfahrungen mit den Erfolgen der immer wiederholten Petition des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees der Wirkung derartiger sachlicher Vorstellungen bei Behörden und Reichstag sehr skeptisch gegenüber. Wir glauben, daß man unsere heutigen Politiker nur mit viel wirksameren Mitteln zur Beachtung der Wünsche der entscheidenden geistigen Elite des deutschen Volkes zwingen kann. Immerhin ist die Veröffentlichung des Kartells so wichtig und erfreulich, daß wir sie jedem Interessenten zur Lektüre und Orientierung nur dringendst empfehlen können. Erwähnenswert ist noch, daß in einem „Nachtrag“ noch auf die Veränderungen des Entwurfs durch den Reichsrat eingegangen wird. Eine übersichtliche Gegenüberstellung der Paragraphen des Entwurfs mit denen des Gegenentwurfs erleichtert die Orientierung. Wir wünschen dem Buche von Herzen den Erfolg, den es verdient.

Erich Kampff.

Prof. Dr. LUDWIG GURLITT:
Erziehung zur Mannhaftigkeit.

Anthropos-Verlag
Prien am Chiemsee.

In einem steierischen Bauernstüb'l 1906 geschrieben, atmet dieses Buch frische Bergluft, die zu Taten ruft. Wie ein Seher auf hoher Warte schaut der Verfasser voraus, was kommen muß, wenn man da unten im Staube veralteter Anschauungen kriecht und nicht den Mut zur Wahrheit besitzt. Wer selbst als Lehrer mit Begeisterung unterrichtete und dabei immer wieder durch beengende Fesseln bürokratischer Schulverordnungen gehindert wurde, seine Kräfte frei zu entfalten, wird lebhaft den Ausführungen Beifall spenden. Auch der humorvolle, z.T. weidlich neckende Ton wird herzerquickendes, mit Lachen verbundenes „Ja, so ist es!“ als Echo finden. Vieles ist eingetroffen, was er ahnte. Doch kein wehmütiges Klagen darüber, sondern die feste Hoffnung ringt sich durch: „Ein neues Leben wird aus den Ruinen emporblühen, eine rein deutsche Kultur.“

Völlig mit dem kühnen Bahnbrecher einverstanden zu sein, wird auch den radikalsten Schulreformern nicht immer leicht fallen. Er ist überzeugter Monist und will jeden kirchlichen Einfluß ausschalten. Auch könnte der stete Hinweis auf den englischen Charakter als vorbildlich in vielen Dingen etwas verschnupfen; mit der Wahrheitsliebe und anständigen Gesinnung dieses neiderfüllten Kaufmannsvolkes in der „Heimat der Heuchelei“ — wie England von O. Wilde bezeichnet wird — haben wir sonderbare Erfahrungen in und nach dem Weltkriege gemacht.

Das sexuelle Problem wird in dem wertvollen Kapitel XIV: „Erziehung zur Tat“ gestreift. Da empfiehlt der Verfasser mehr Freiluft-Unterricht, Selbstzucht durch angemessenen Sport, Bekämpfung der Trinkunsitten, frühere staatliche Anstellung, so daß man jung heiraten kann. Wer will dagegen sein?

Gurlitt ist zunächst veracht, dann gewarnt, zuletzt abgesetzt worden — der Lauf jedes Propheten, dem das Wohl seines Volkes am Herzen lag. Totzuschweigen ist er jetzt nicht mehr, wo ihm viele Tausende beistimmen, selbst von den „Oberen.“ Wünschen wir, daß manches seiner Worte zur Tat führe!

W.

WILHELM HILLE:
Theismus oder Atheismus?
Eine Untersuchung über die Grundfrage der Theologie.

Selbstverlag des Verfassers,
Tessin (Meckl.), Gnoinerstr. 175.
Preis 3 Mark.

Das außerordentlich frisch und trotz reichlich viel Fremdwörtelei („Artefakte“!) und altsprachlichen Zitaten leicht faßlich geschriebene Buch wendet sich mit Schärfe gegen die gewisse Doppelzüngigkeit des modernen Kirchtums, in welchem einerseits der persönliche Gott, der gute alte Papa, durch Vertauschung mit einem Prinzip rational zu rechtfertigen, andererseits dieses Prinzip durch den Namen „Gott“ ansetzbar zu halten gesucht wird. Der Verfasser will zeigen, daß die Existenz Gottes weder zu beweisen — er bespricht alle bezüglichen theologischen, philosophischen und populären Behauptungen — noch auch der traditionelle Glaube an Gott zu wünschen sei, so daß man jeden Gottesglauben des modernen Menschen unwürdig finden müsse. Dem Verfasser ist der gute Glaube an seine Sache und ihren Wert zuzubilligen, aber der Verfasser ist seiner großen Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Der Verfasser steht weltanschaulich bei einem Materialismus und Kausalismus, der von der akademischen Wissenschaft seit Jahrzehnten überholt ist, mißversteht sogar im Sinne der damaligen Physiologie den Ablauf des Reflexbogens, an dem er die Überflüssigkeit immaterieller Ursachen darstellen möchte, und geht mit seinen Auseinandersetzungen gegen den religiösen Glaubensinhalt

gerade am wichtigsten des heutigen Gottesproblems, dem modern-religiösen Gotterleben, das außerhalb der vom Verfasser behandelten realontologischen Gottesfrage liegt, verständnislos vorüber. Dazu wird der Verfasser der Kulturbedeutung des Gottesglaubens und der Kirchen durchaus nicht gerecht. Das Buch vermag also wissenschaftlichen Ansprüchen nicht zu genügen. Will man aber das Buch, wie man durch S. 9 (gegen S. 84) und die zahlreichen ins Praktische gehenden Bemerkungen anzunehmen berechtigt wird, mehr publizistisch als wissenschaftlich werten, dann muß man bedauern, daß der Verfasser sich seine eigenen Erwägungen über den Gottesglauben als praktische Sittenstütze für die tiefer stehenden Volksteile nicht mehr zu Herzen genommen hat, denn es kann keine vorhaltende Wirkung haben und ist nicht im tiefsten sozial gedacht, wenn man sich bemüht, ein für baufällig erkanntes Haus einzureißen, ohne daß man zugleich auf ein beziehbares besseres hinweist. Es ist aber um nichts weniger, sofern man wie der Kritiker auf rationalem Boden steht, dem Verfasser in vielem und wesentlichen zuzustimmen und seinem Buche gegenüber Aberglauben, Heuchelei und Gewissenszwang relative Wirkung zu wünschen.

WILHELM SPEIER:
Schwermut der Jahreszeiten.

Verlag Ernst Rohwaldt, Berlin 1923.

Einer der besten und noch immer zu wenig bekannten Entwickelungsromane neuester Dichtung ist das Buch „Schwermut der Jahreszeiten“ von Wilhelm Speier. Was das Buch über den Durchschnitt heutiger erzählender Dichtung erhebt, ist nicht nur die meisterhafte Beherrschung der Form, der Sprache und des Stiles, die psychologische Vertiefung und der lyrische Stimmungs-

gehalt, auch der innere Gehalt ist durch seine Problematik zum Leben irgendwie unbegrenzt und zeitlos. Der Symbolwert des Gleichnisses vom verlorenen Sohn findet Verwirklichung. Um den Helden Walter ringen lichte und dunkle Gewalten. Der Doktor, der Leiter des Instituts, ist wie Gott-Vater der geistige Ursprung, der Ruhpunkt, der grundlegende Einfluß, auf den sein junges Leben sich aufgebaut hat. Christine, wie Dantes Beatrice, ist der Gegenstand ewiger und reiner Sehnsucht. Aber Walter zieht es, trotz des Widerspruchs des Doktors, seines intimen Freundes und Lehrers, ins Leben, da aus der Wirrnis, aus dem Zwiespalt des Lebens die „Rückkehr“, Friede und Ruhe des Vaterhauses erst zu erkämpfen ist. Auf der Seite des Lebens stehen vor allem Ervin Gast, Realist und Sarkast, voll Esprit, witzig besonders in der Negation, mephistophelisch, im Grunde aber gutmütig, — und Dagmar, schön und raffiniert, das Leben im triebhaft-hetärischen verkörpernd. — Leitmotivisch klingen Verse Eichendorfs durch die Dichtung:

Bald werd ich dich verlassen
Fremd in die Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn.
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben —
So wird das Herz nicht alt.

Als das Leben in seiner brutalen Häßlichkeit sich Walter offenbart, kehrt auch er wieder, müde und enttäuscht, durchnäßt im herbstlichen Regen, zum Doktor und zu Christine zurück, um in ihrer Güte die Wiedergeburt seiner Kindheit und Jugend zu erleben. In den Worten „so wird das Herz nicht alt“ und in der Ahnung des Todes endet die symphonische Musik dieser ernsten und herben Dichtung.

Ch. v. Kl.

Verlag der Neuen Gesellschaft Berlin-Hessenwinkel

Dr. Paul Freiherr von Schoenai

Vom vorigen zum nächsten Krieg

br. 2 Mk. — geb. 3 Mk.

Urteile: „ . . . ein ganz großes und ungemein wichtiges Buch . . .“ Vom frohen Leben. Berlin, November 1924.
„ . . . Schoenachs Buch verspricht uns manchen neuen Streiter . . .“ Welt am Montag. Berlin, 29. 12. 1924.
„ . . . Freunde und Gegner des Pazifismus müssen zu diesem Werke Stellung nehmen!“ Die Hilfe. Berlin, 15. 12. 24.
„ . . . Just zur rechten Zeit ist im Verlage der Neuen Gesellschaft ein Buch erschienen, das allen Kriegsschwärmern über ihr verbrecherisches Treiben die Augen zu öffnen geeignet ist . . .“ Volksstimme. Memel, 25. 10. 1924.
„ . . . dem ausgezeichneten Buch des demokratischen Politikers ist weite Verbreitung zu wünschen . . .“ Berliner Tageblatt. 3. 8. 1924. „ . . . Der Verfasser, der in seiner Laufbahn als aktiver Offizier an wichtigen Stellen gestanden hat, ist wie kein anderer berufen, den Gegenstand zu behandeln. Die Mäßigung seiner Ausführungen verleiht ihnen doppelten Wert.“ Frankfurter Zeitung. 23. 8. 1924.

Dr. Paul Freiherr von Schoenai

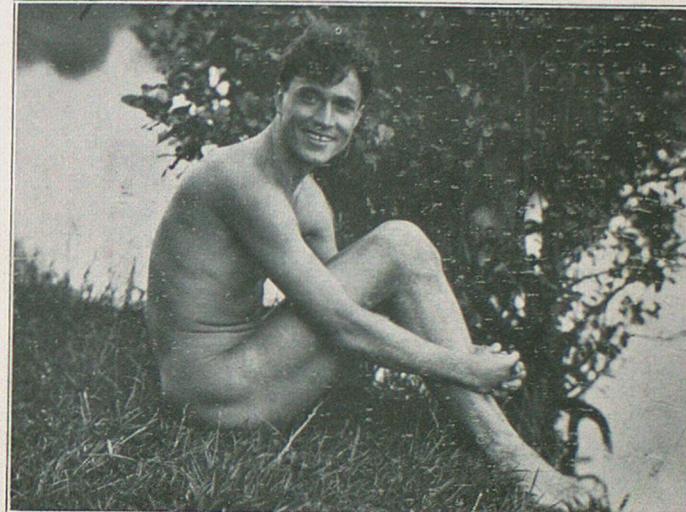
Mein Damaskus

Preis 4 Mk.

Der Verfasser, der als hoher Offizier Einblick in alle Verhältnisse gewann, bringt in diesem Buche, das seine Erlebnisse und Bekenntnisse umfaßt, einen Abschnitt — „Ein heikles Kapitel“ — in dem er aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen heraus sehr freimütig die homosexuelle Frage behandelt und offen und unerschrocken die Abschaffung des § 175 fordert. — Die Leser dieser Zeitschrift sind ihm als Mitkämpfer für Recht und Wahrheit jedenfalls zu großem Dank verpflichtet.

DEUTSCHE RASSE

KÖPFE UND AKTE VON ADOLF BRAND



Die Sammlung umfaßt bis jetzt 300 Original-Aufnahmen

Preis jedes Original-Fotos 1,50 RM

Auswahlsendungen

gegen eine Vorauszahlung von 10 RM

werden hiervon nur gemacht, wenn der Käufer sich verpflichtet, mindestens die Hälfte der von ihm selbst zu bestimmenden Anzahl von Bildern zu behalten. Rücksendungen müssen innerhalb einer Woche erfolgen / Für tadellose Rücksendung haftet der Besteller

Mappen in Buchdruck Nr. 1 — 5

mit je 10 Blatt Inhalt werden nur auf feste Bestellung geliefert

Preis der Mappe 3 Mark

Bestellungen und Geldsendungen sind zu richten an:
ADOLF BRAND * VERLAG * DER EIGENE
BERLIN-WILHELMSHAGEN / BISMARCKSTR. 7

INHALTS-VERZEICHNIS

1. Internationaler Sportpöbel, Sadismus und Weltkrieg / Von Dr. Kuntz-Robinson
2. Die Ringer / Von Balduin Reichenwallner
3. Der letzte Gott / Von A. Jaski-Sybal
4. Franz Ferdinand Baumgarten † / Von Friedrich Wilhelm Fuchs
5. Hans Hagströms wunderliche Hochzeit
6. Abend am Walde / Von Erich G. H. Schoof
7. Zur Problematik des Motives von Tod und Krankheit bei Thomas Mann / Von Dr. Franz Mottek
8. Resignation / Von D. Luschnat
9. Über verfehlte Erziehung / Von Dr. Rudolf Einheit
10. Gedankenspäne / Von Ludwig Mezger
11. Der heilige Hieronymus / Von Eugen Ernst
12. Bücher und Menschen
 - a) Hans Siemsen: Verbotene Liebe
 - b) Entgegnung
 - c) Sittlichkeit und Strafrecht
 - d) Professor Dr. Ludwig Gurlitt: Erziehung zur Mannhaftigkeit
 - e) Wilhelm Hille: Theismus oder Atheismus?
 - f) Wilhelm Speier: Schwermut der Jahreszeiten

Bildschmuck:

Titelbild, Kopf- und Aktstudien von Adolf Brand

DER EIGENE

ist wieder im ganzen Berliner Eisenbahn-Buchhandel, in sämtlichen Buchhandlungen, bei allen Straßen-Kiosken und Zeitungshändlern zu haben

Man verlange den EIGENEN überall!

Heft 1 Mark

12 Mark der ganze Jahrgang **12 Mark**

13,80 M - als Brief verschlossen - für Berlin	jährlich M 13,80
15,60 M - als Brief verschlossen - für auswärts	jährlich M 15,60
24,00 M - als Brief verschlossen - für das Ausland	jährlich M 24,00

Auswärtige Leser beziehen die Zeitschrift
bei Vorauszahlung am besten direkt von

ADOLF BRAND / VERLAG / DER EIGENE

Berlin-Wilhelmshagen, Bismarckstraße 7